

fundiert

Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin

01/2014

Stadt, Land, Spiel



Warum die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien nicht nur Fans hat
Wie die erste Fußballweltmeisterschaft 1930 nach Uruguay kam
Wie Deutsches Theater und Freie Universität gemeinsam Krisenspiele inszenieren

ISSN: 1616-5241

Unser

Großformat Premium-Digitaldruck bis 50 x 70 cm



Ihren persönlichen
Fotokalender

auch in
Kleinauflagen



in
höchster
Qualität



und das
schnell und kompetent!

10,- EUR Nachlass mit dem Gutscheincode: fundiert
Bestellen Sie jetzt Ihre Premium-Fotokalender unter
<http://www.digital-druck-berlin.de>



Druckerei H. Heenemann
Bessemerstraße 83-91 • D-12103 Berlin
Telefon (030) 75 30 30
Telefax (030) 75 30 31 31



Vorwort

DIE REDAKTION

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wer dem Thema Fußball entkommen will, muss in diesem Jahr kreativ sein. Und spätestens im Sommer Arbeitsplatz oder Urlaub an einen Ort verlegen, an dem es weder Radio, Internet, Fernseher, Tageszeitung noch – wichtig – Handyempfang, gibt. Fast alle anderen werden sich wohl oder übel damit arrangieren müssen, dass im Sommer in Brasilien die Fußballweltmeisterschaft angepiffen wird – und König Fußball für vier Wochen die Berichterstattung beherrscht.

Die *fundierte*-Redaktion will und kann bei diesem Großereignis nicht ganz im Abseits stehen. Auch wenn es in der aktuellen Ausgabe natürlich nicht nur um Forschung rund um das Spiel der Spiele geht. Stattdessen war die WM eine Steilvorlage, um über Wissenschaft und Forschung zum Gastgeberland Brasilien zu berichten.

Dort dauern die Proteste, die sich – nicht nur, aber auch – gegen die Weltmeisterschaft richten, seit über einem Jahr an. Besonders aufmerksam werden die Demonstrationen von den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin verfolgt. In ihrer Arbeit, etwa im Kompetenznetzwerk „Interdependente Ungleichheiten in Lateinamerika“ (desiguALdades.net), beschäftigen sie sich seit Längerem mit den Faktoren, die als Hauptgrund für die Proteste gelten: soziale Ungleichheit, mangelnde Lebensqualität in Brasiliens Megastädten, Probleme in der Gesundheitsversorgung oder das stark hierarchisierte Bildungswesen. Wie die Experten die Aussichten auf ein Ende der Proteste beurteilen können Sie ab Seite 8 und Seite 32 lesen.

Dass die sprichwörtliche Fußballbegeisterung in Lateinamerika durchaus eine lange Tradition hat, darum geht es in dem Artikel über die erste Fußball-WM. Der Historiker Stefan Rinke beschäftigt sich am Lateinamerika-Institut schon seit Längerem mit der

Geschichte des Fußballs in Lateinamerika – schließlich prägte das Spiel seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wie kein zweites Kultur und Gesellschaft. Was man nicht zuletzt daran merkt, dass es für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Fußball eine eigene Vokabel gibt: *Futbolología*. Als besonders fußballfanatisch gilt nicht nur Brasilien. Ab Seite 16 geht es um die Hintergründe und Auswirkungen der Fußball-WM in Uruguay, wo 1930 das allererste Turnier ausgetragen wurde.

Dass Fußball und Sport immer wieder instrumentalisiert werden wurden, diese Erfahrung gab es in der deutschen Geschichte nicht nur einmal. Der Historiker Daniel Koerfer hat die Vereinnahmung der Sports im Dritten Reich untersucht (Seite 70). Inwiefern die DDR mit ihrem straff organisierten Sportsystem Politik betrieb, diesen Fragen gehen Forscher des Forschungverbund SED-Staat an der Freien Universität Berlin nach (Seite 82).

Welche Rolle Fußball beim Kampf gegen Mobbing an Schulen spielen kann, mit dieser Frage beschäftigt sich unser Autor Florian Michaelis (Seite 42). Er besuchte das Projekt „Fairplayer“ unter Leitung des Psychologen Herbert Scheithauer, das unter anderem mit Fußball die sozial-emotionalen Kompetenzen von Schülern stärkt und fördert – auch über das Fußballfeld hinaus.

Und freuen Sie sich auf einen sportjournalistischen Volltreffer: ADA, Stürmerstar der humanoiden und auf Beinen laufenden Robotermannschaft der FUMANOIDs der Freien Universität, gab *fundierte* ein Exklusiv-Interview. Darin spricht der Roboter erstmals nicht nur über eigene WM-Ambitionen, sondern gibt auch Jogi Löws Truppe ein paar Tipps mit auf den Weg.

Wir wünschen bei der Lektüre sportliche Unterhaltung,

Ihre *fundierte*-Redaktion

FUSSBALL ROUTE BERLIN



PERFEKTE LAUFWEGE.

Die LOTTO-Stiftung Berlin unterstützt das Projekt „FUSSBALL ROUTE BERLIN“ des Sport:Kultur e. V. mit einer Fördersumme in Höhe von **85.000 Euro**. Die Fußballroute führt zu 40 Orten in Berlin und informiert über die einzigartige Fußballgeschichte der Hauptstadt.



Inhalt

Stadt, Land, Spiel

- 
 Von Julia Rudorf
Vom Kampf um den Ausgleich. Fußballfans in aller Welt freuen sich auf die WM in Brasilien – doch im Gastgeberland wird zunehmend dagegen protestiert 8
- 
 Von Gisela Gross
Die erste Fußball-WM in Uruguay
 Wie das globale Spektakel begann 16
- 
 Von Verena Blindow
Im Ölrusch
 Einst als grüne Alternative gepriesen, verändert der Anbau der Ölpalme Brasiliens Landschaft 24
- 
 Von Bianca Schröder
Exklusive Universitäten. Wie das Forschungsprojekt MISEAL gegen Diskriminierung an Hochschulen Lateinamerikas ankämpft 32
- 
 Von Jan Hambura
Auf den Straßen der Großstadt
 Die Stadtsoziologin Fraya Frehse und ihre Beobachtungen auf den Straßen São Paulos 36
- 
 Von Florian Michaelis
Läster Ausweg. In Rollenspielen entwickeln Forscher der Freien Universität Methoden, wie Mobbing bekämpft werden kann 42
- 
 Interview mit Ada FUMANOID
„Wir spielen in einer ganz anderen Liga“
 Der Stürmer-Star der Fußball-Roboter FUMANOIDs träumt schon vom nächsten Titel 50
- 
 Von Matthias Thiele
Unwahrscheinlich erfolgreich.
 Wissenschaftler der Freien Universität prognostizieren Sieg und Niederlage im Fußball 56
- 
 Von Mirko Lux
Das Spiel mit der Krise. Wie Politikwissenschaft, Deutsches Theater und die Schauspielschule Ernst Busch Krisenszenarien durchspielen 64
- 
 Von Matthias Thiele
Braune Propaganda und grüner Freiraum
 Wie die Nationalsozialisten Fußball gleichzuschalten versuchten 70
- 
 Interview mit Christoph Wulf
Spielt mal schön ...
 Gespielt wird immer und überall. Doch warum spielt der Mensch so gern? 76



BERLINER  SAMENBANK

Wir machen **Berliner**.
Mit unseren Partnern
auch **Frankfurter**,
Nürnberger, **Hamburger**.

030-3018883 www.berliner-samenbank.de Friedrichstraße 79 10117 Berlin-Mitte

Inhalt



Von Matthias Thiele

Operation Gold

Wie die DDR-Führung alles daran setzte, im Sport besser zu sein als die Bundesrepublik 82



Von Gunter Gebauer

Der Fuß, der Ball, das Spiel

Ein Essay zur Poetik des Fußballs 90

Kurz fundiert



Kurz-fundiert

Spiele in Stichpunkten 94

Nachtrag



Von Florian Michaelis

Kleine Genies, große Aufgaben. Wissenschaftler der Freien Universität

erkunden, wie sich Eltern in der Förderung ihrer Kinder unterstützen lassen können 98

Impressum

Herausgeber

Das Präsidium der Freien Universität Berlin

Redaktion und Vertrieb

Christa Beckmann (v.i.S.d.P.)

Bernd Wannemacher

Julia Rudorf

Freie Universität Berlin

Presse und Kommunikation

Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin

Telefon: (030) 838-73180 | Fax: (030) 838-73187

E-Mail: fundiert@fu-berlin.de

Titelbild

iStockphoto.com, RichVintage

fundiert im Internet:

www.fu-berlin.de/fundiert

Druck

H. Heenemann GmbH & Co

Anzeigenverwaltung

ALPHA Informationsgesellschaft mbH

Finkenstraße 10

68623 Lampertheim

Telefon: (06206) 939 – 0 | Fax: (06206) 939 – 232

E-Mail: info@alphapublic.de

www.alphapublic.de

Gestaltung

UNICOM Werbeagentur GmbH

Parkau 36, 10367 Berlin

Telefon: (030) 509 69 89 – 0

Fax: (030) 509 69 89 – 20

E-Mail: hello@unicommunication.de

www.unicommunication.de



picture alliance



Vom Kampf um den Ausgleich

Bei Fußballfans in aller Welt steigt die Vorfreude auf die Weltmeisterschaft. Doch im Gastgeberland Brasilien wird protestiert – unter anderem gegen die WM. Zu den Ursachen forschen Wissenschaftler der Freien Universität Berlin



VON JULIA RUDORF

Seit einem Jahr gehen Menschen in Brasilien regelmäßig auf die Straße. Es begann mit Demonstrationen gegen teure Bustickets und mündete in Schlachtrufen gegen die Fußball-WM. Doch der Zorn auf die teuren Spiele ist auch der Schrei nach mehr Bildungschancen, besserer Gesundheitsversorgung und höherer Lebensqualität. Welche Rolle dabei soziale Ungleichheiten und globale Interdependenzen in Lateinamerika spielen, zeigen die Forschungsergebnisse des Kompetenznetzes desiguALdades.net.

Es war im Juni 2013, kurz vor dem Confed Cup. Eigentlich sollte es für das Gastgeberland Brasilien ein Probeauf werden, für die Fußball Weltmeisterschaft ein Jahr später. Ein Heimspiel. Doch statt der erwarteten Fußball-Party gab es Proteste. Friedliche Proteste, Demonstrationen, aber auch Krawalle und Straßenschlachten zwischen Demonstranten und der Polizei. Erst gingen nur einige Hundert, dann Hunderttausende auf die Straßen von Brasília, Rio oder São Paulo. Der Schlachtruf „Não Vai ter Copa“ wurde laut – „Es wird keine WM geben“. Der Auslöser klang für viele Europäer zunächst wie eine Kleinigkeit. Ging es bei den ersten Protesten doch um eine Fahrpreiserhöhung im öffentlichen Nahverkehr. In São Paulo etwa sollten die Ticketpreise um

20 Centavos steigen, umgerechnet etwa 7 Cent. Mittlerweile ist auch im Rest der Welt klar, dass es den Demonstranten um mehr geht als um sieben Cent. Und um mehr als die Weltmeisterschaft. Denn die Proteste dauern nun schon fast ein Jahr an.

Um die Hintergründe zu verstehen, müsse man etwas weiter ausholen, erläutert Sérgio Costa, Professor für Soziologie am Lateinamerika-Institut und am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin. „Brasilien erlebt gerade die größten Proteste seit der Demokratiebewegung der 1980er Jahre.“ Doch anders als damals, als die Demonstranten für freie Wahlen auf die Straße gingen, gebe es heute viele Akteure und unterschiedliche Motive innerhalb der Bewegung. Was alle eine, sei das Gefühl, in einer ungerechten Gesellschaft zu leben: „In den Protesten schlägt sich der Unmut über die Lebensumstände in den Großstädten, das Bildungswesen, die Gesundheitsversorgung und den Rassismus nieder – und über die alltäglichen Erfahrungen mit sozialer Ungleichheit.“

Solche Aspekte sozialer Ungleichheit in Lateinamerika werden seit 2010 im Kompetenznetz desiguALdades.net untersucht. In dem Projekt arbeiten deutsche und ausländische Wissenschaftler der Freien Universität und anderer Forschungseinrichtungen interdisziplinär zusammen. Ein Ziel ist es, neue theoretische und methodische Perspektiven für die Ungleichheitsforschung zu

Die Erhöhung der Ticketpreise war einer der Auslöser für die Proteste in Brasilien – verständlich bei überfüllten Bahnen und Bussen wie beispielsweise in São Paulos völlig überlastetem Nahverkehr.



picture alliance

Univ.-Prof. Dr. Sérgio Costa



Sérgio Costa ist Professor für Soziologie am Institut für Soziologie und am Lateinamerika-Institut der Freien Universität. Seit 2009 ist er Sprecher des Kompetenznetzes *desiguALdades*. In seiner Forschungsarbeit widmet er sich unter anderem den Themen Rassismus, globale soziale Ungleichheit und Fragen der interkulturellen Koexistenz.



Sein Tipp für die WM: Das Finale gegen Argentinien endet 2:1 für Italien, Argentinien 1 (Messi), Italien 2 (2 Mal Balotelli).

Kontakt

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut
E-Mail: sergio.costa@fu-berlin.de

Prof. Dr. Barbara Fritz



Barbara Fritz forscht am Lateinamerika-Institut und als „Principal Investigator“ des Netzwerks *desigu-ALdades* zur Ökonomie Lateinamerikas. Für *fundierte* ist sie schon zum zweiten Mal Expertin: In der Ausgabe *Amerika, Americas* erklärte sie, wie eine Globalisierung von unten aussieht, hier beschreibt sie, wie sich die Finanzkrise auf Lateinamerika auswirkt.



Zur WM sagt sie: Von Fußball verstehe sie zwar „nicht die Bohne“, ihre Kollegin und Mitherausgeberin eines Buchs zu den Grenzen der Umverteilungspolitik in Lateinamerika, Lena Lavinas von der Universidade Federal do Rio de Janeiro, ist sich aber sicher: „Brasilien wird Weltmeister.“

Kontakt

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut
E-Mail: barbara.fritz@fu-berlin.de

entwickeln. Die Projekte widmen sich unterschiedlichen Phänomenen von Ungleichheit, die vor allem in einem wirtschaftlichen, politischen oder ökologischen Kontext analysiert werden: „Alle Forschungsprojekte untersuchen, wie die Globalisierung die soziale Ungleichheit in Lateinamerika prägt und beeinflusst“, erklärt Sérgio Costa. Die Vernetzung von Ungleichheits-Phänomenen über Raum, aber auch über Zeit hinweg zieht sich wie ein roter Faden durch die Arbeit der Forscher.

Der Anbau gentechnisch veränderter Pflanzen beeinflusst Brasiliens Protestbewegung

Paradebeispiele dafür, wie ökonomische, ökologische und politische Ungleichheiten auf der Welt miteinander verknüpft sind, finden sich im Agrarsektor. Die Soziologin Renata Campos Motta untersucht zum Beispiel, wie der Anbau gentechnisch veränderter Pflanzen Protestbewegungen in Argentinien und Brasilien beeinflusst – neben den USA die führenden Nationen beim Anbau solcher Pflanzen. „Die Nachfrage nach gentechnisch veränderten Pflanzen wie Sojabohnen führt dazu, dass Umweltbelastungen und sozio-ökonomische Vorteile zwischen Export- und Importländern ungleich verteilt sind“, sagt Motta. Da genetisch verändertes Soja – unter anderem durch den Anbau in großen Agrarbetrieben statt in kleinen Farmen – billiger produziert werde, könnten Abnehmerländer das Tierfutter preiswerter importieren, was wiederum zu günstigeren Fleischpreisen führe. Ein Umstand, der dort sogar Ungleichheit verringern könne, sagt Motta, etwa weil sich auch weniger wohlhabende Menschen Fleisch leisten könnten. Die Exportländer blieben jedoch auf den Umweltschäden durch Pestizide oder die Vernichtung von Regenwald sitzen. Zusätzlich verschärfe sich das ökonomische und politische Machtgefälle zwischen armen Kleinbauern und den ohnehin schon mächtigen Vertretern des hochindustrialisierten Agrobusiness-Sektors.

Renata Motta geht im Rahmen ihrer Doktorarbeit der Frage nach, wie diese Ungleichheit zum Motor für Protestbewegungen in Brasilien und Argentinien wird. Dazu hat sie in beiden Ländern Akteure interviewt, etwa von Greenpeace oder Via Campesina, einer internationalen Bewegung von Kleinbauern und Landarbeitern. „Mich interessiert, wie soziale Bewegungen trotz der Dynamik des Weltmarktes die Politik beeinflussen und bestimmte Themen auf die politische Agenda setzen können.“ Auch bei den aktuellen Protesten spielten Landwirtschaftsthemen eine Rolle, wenn auch eher im Hintergrund, sagt Motta: „Die Umwelt- und Agrarpolitik der Regierungspartei PT unterscheidet sich kaum von der der Vorgängerregierung.“ Das gelte auch für andere Politikbereiche, weshalb die Enttäuschung und Frustration der Wähler groß sei.



Für manche Beobachter in Europa war diese Enttäuschung verwunderlich. Galt Brasilien in den letzten Jahren doch als neuer Global Player. Als ein Vorzeigeland, in dem rund 35 Millionen Menschen vom Aufschwung profitierten und der Armut entfliehen konnten. Barbara Fritz, Professorin für Volkswirtschaftslehre am Lateinamerika-Institut, kennt die Zahlen und die paradoxe Situation. „Lateinamerika war die einzige Region der Welt, in der die Ungleichheit in den vergangenen zehn Jahren nicht zu- sondern abnahm“, sagt die Wissenschaftlerin. Das zeige etwa der sogenannte Gini-Koeffizient. Dieses statistische Maß definiert das Verhältnis zwischen dem reichsten und dem ärmsten Teil einer Bevölkerung. Der Wert liegt immer zwischen null und eins, je höher der Wert, desto ungleicher ist das Einkommen in einem Land verteilt. In Brasilien sank der Wert zwischen 2001 und 2012 von etwa 0,59 auf 0,51. Ein zwar kleiner, aber wichtiger Hinweis auf Veränderung. „Eigentlich könnte man also von einem Moment der Gleichheit sprechen“, sagt Barbara Fritz. Doch gerade bei der „neuen Mittelschicht“ seien die Hoffnungen auf einen weiteren sozialen Aufstieg größer als die tatsächlichen Chancen, erklärt die Wissenschaftlerin. Der offizielle Ausdruck für die neue, untere Mittelschicht: „Klasse C“ – im Unterschied zur erstklassigen Oberschicht und der „Klasse B“ der Mittelschicht.

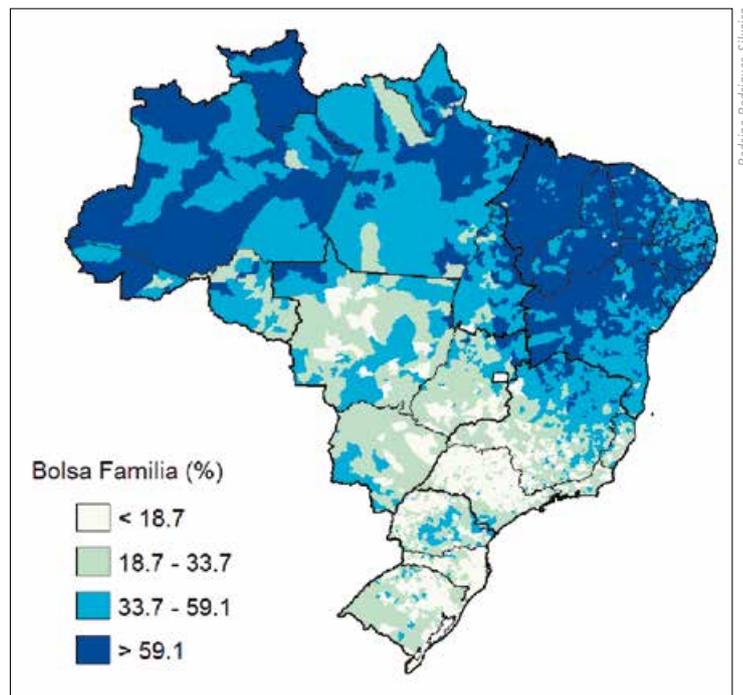
Wie hängen sozioökonomische Ungleichheit und internationale Währungspolitik zusammen?

Barbara Fritz untersucht auch die Effekte von Umverteilungspolitik in Lateinamerika. Wie wichtig etwa Steuerpolitik bei der Bekämpfung von Ungleichheit sei, zeige ein Vergleich der Gini-Indizes verschiedener europäischer und lateinamerikanischer Länder vor und nach Steuern und Transferleistungen. Während in Europa die Ungleichheit durch einkommensgerechte Steuersätze und Sozialleistungen des Staates um bis zu 50 Prozent verringert werden konnte, blieben diese politischen Schritte in Lateinamerika weitgehend aus. Die Umverteilungspolitik dort zeigte nur einen sehr geringen Effekt. Barbara Fritz untersucht aber auch Fragen der sozioökonomischen Ungleichheit, die untrennbar mit internationaler Währungspolitik zusammenhängen. Etwa dem globalen Machtgefälle zwischen Schwellenländern und Industrieländern. Ein Gefälle, das sich auch in globalen Hierarchien von Landeswährungen widerspiegelt. Wie aktuell diese Fragestellungen sind, hat in Lateinamerika etwa die Finanzkrise gezeigt – deren Folgen Länder wie Brasilien oder Argentinien erst jetzt, mit etwa fünf Jahren Verspätung treffen. „Auch dieses Beispiel zeigt, dass man sozioökonomische Ungleichheit in Lateinamerika immer im internationalen Kontext untersuchen muss“, sagt Fritz.

Für einen praktischen Zugang zur komplexen Ungleichheitsproblematik im WM-Gastgeberland Brasilien hat der Politikwissenschaftler Rodrigo Rodrigues-Silveira eine einfache Empfehlung: „Versuchen Sie, im Zentrum von São Paulo einen Bus zu nehmen. Und zwar zwischen fünf und sechs Uhr Abends.“ Silveira weiß, wovon er spricht. São Paulo ist seine Heimatstadt. Die größte Stadt Brasiliens hat mehr als viermal so viele Einwohner wie Berlin, das Nahverkehrsnetz ist aber deutlich schlechter ausgebaut als das der deutschen Hauptstadt. „In den Bussen und Bahnen dort kann man nachvollziehen, wie sich eine Sardine in der Büchse fühlt“, sagt er. Und auch, warum ausgerechnet eine geplante Preiserhöhung im Nahverkehr in São Paulo die Massenproteste in Gang setzte.

Die Lebensumstände der Einwohner in São Paulo, aber auch in anderen Städten Brasiliens sind Teil seiner Forschungsarbeit bei desiguALdades.net. Rodrigues-Silveira interessiert vor allem, wie sich Geografie und Politik auf regionaler Ebene auf die Verteilung von Chancen auswirken. Mithilfe von Zensusdaten, lokalen Haushaltsausgaben und qualitativen Interviews versucht er, regionale Muster zu erstellen, die auf besonders große Unterschiede bei der Verteilung von Chancen schließen lassen. Recht deutlich sind auf den Karten die Megacities zu erkennen – die Hochburgen der Protestbewegung. „Viele Städte in Brasilien sind in den vergangenen Jahren rasant gewachsen, allerdings ohne Stadtplanung

Vom Hilfsprogramm Bolsa Família, 2003 angeschoben von der Regierung des ehemaligen brasilianischen Präsidenten Lula da Silva, profitierten vor allem einkommensschwache Familien im Norden des Landes.



Rodrigo Rodrigues-Silveira

Renata Motta



Renata Motta, Stipendiatin des Forschungsprojektes desiguALdades.net, ist beinahe am Ende ihrer Promotion. In ihrer Forschung über die soziale Mobilisierung gegen die Agrar-Biotechnologie werden Themen wie Umwelt und Gesundheitsrisiken, Landkonflikte, Ernährung, Wissensasymmetrie und die Konstruktion von Hegemonie der Agrarwirtschaft

behandelt. Für sie ist aber auch klar: Die Proteste gegen die WM sind für viele Brasilianer eine große Chance, ihren Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit und der Teilhabe an der politischen Gestaltung Brasiliens weltweit Aufmerksamkeit zu verschaffen.



Zur WM hat sie keine Meinung – sie ist einfach kein Fußball-Fan.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut
desiguALdades.net
 E-Mail: renata.motta@fu-berlin.de

oder gute Strukturen. Die Lebensqualität in vielen dieser urbanen Räumen ist sehr niedrig“, sagt der Politikwissenschaftler.

Die unterschiedlich eingefärbten Landkarten Brasiliens zeigen aber auch unterschiedliche politische Präferenzen, dokumentiert etwa durch Wahlergebnisse. Rodrigues-Silveira setzt diese Karten dann in Beziehung zur regionalen Verteilung sozialpolitischer Maßnahmen, etwa dem Hilfsprogramm Bolsa Família. Dieses Programm wurde 2003 von der Regierung des ehemaligen brasilianischen Präsidenten Luiz Inácio Lula da Silva aufgelegt und richtete sich an Millionen einkommensschwacher Familien. Auf den Landkarten zeigt sich, dass insbesondere ärmere Regionen im Norden von den Transferleistungen profitierten. Bei den Ergebnissen der letzten Präsidentschaftswahlen lässt sich ein vergleichbares Muster erkennen: Während in den ärmeren Gebieten die Partei von Lula, die PT, klar die Mehrheit der Stimmen gewann, konnte sich in den wohlhabenderen Regionen im Süden und Südosten die Oppositionspartei PSDB durchsetzen. Ein Muster, das jedoch mehr als eine Interpretation zulasse, betont Rodrigues-Silveira: „Bedeutet die Ergebnisse, dass durch solche Sozialhilfeprogramme letztlich Stimmen erkaufte wurden? Oder sind sie Indiz für einen Anstieg der Chancengleichheit in der Region, etwa durch die Möglichkeit politischer Repräsentation?“

Mit einer anderen Art der sichtbaren Ungleichheit in Lateinamerika beschäftigt sich Sérgio Costa. Den Soziologen interessieren vor allem soziale Ungleichheiten zwischen der afro-lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppe und anderen ethnischen Gruppen, „eines der

Akademische Buchhandlung

Ihre wissenschaftliche
Versandbuchhandlung mit den
besonderen Dienstleistungen.

Aktuell. Kompetent. Schnell. Zuverlässig.

Werner GmbH

Ehrenbergstraße 29
14195 Berlin

Telefon +49 (0)30 84 19 08-0
 Telefax +49 (0)30 84 19 08-25
 E-Mail info@akabuch.de
www.akabuch.de



großen Themen der brasilianischen Soziologie“. Denn eine multikulturelle Gesellschaft existiere in Brasilien nur oberflächlich betrachtet: „Bei einem Fußballmatch mögen die Kategorien schwarz und weiß scheinbar verwechseln. Im Arbeitsleben oder bei der Partnerwahl zeigt sich dagegen, wie stark diese Diskriminierungsprozesse nach wie vor sind.“ Die klassische Ungleichheitsforschung möchte Costa deshalb um die Fragen ergänzen, welche historischen Prozesse und globalen Verflechtungen diese Ungleichheit verursachen und bis heute ausmachen.

Auch die Rassismus-Debatte in Brasilien spielt bei den Protesten eine Rolle. Ein Beispiel dafür sind die „Rolezinhos“ – über das Internet organisierte Treffen von Jugendlichen in Shopping-Malls. „Rolezinho“ heißt auf Deutsch eigentlich so viel wie „kleiner Bummel“. Doch die Betreiber vieler Einkaufstempel fürchten diese Art des Bummelns. Denn es sind vor allem Jugendliche aus den ärmeren Randbezirken der großen Städte, die sich dabei in den Malls einfinden. Und die Treffen bergen sozialen Sprengstoff, denn schon oft wurden die Treffen zur Spontandemonstration, für mehr Teilhabe und öffentlichen Raum. Um die „Rolezinhos“ zu verhindern, haben einige große Malls etwa in Rio begonnen, „verdächtig“ aussehenden Besuchern den Zutritt zu verweigern. Betroffen sind davon oft Jugendliche mit dunkler Hautfarbe.

Dass in Brasilien ausgerechnet Shopping-Malls zum Schauplatz der Proteste werden, wundert Martina Sproll nicht. Schließlich zeige sich hier, dass die Idee der neuen Mittelschicht und die „partielle Inklusion in die Konsumgesellschaft“ nicht aufgingen, sagt die Soziologin. Zwar hätten wirtschaftlicher Aufschwung und Sozialprogramme die Armut bestimmter Bevölkerungsschichten etwas verringert. Doch trotz der Teilhabe am Konsum blieben die meisten am Rande der Gesellschaft: „Sozialer Aufstieg und Ausschluss passierten gleichzeitig.“ Gefördert werde diese Entwicklung zum Beispiel durch Arbeitsfelder, die noch relativ jung sind, etwa Call Center im sogenannten Telemarketing. Rund eine Million Menschen arbeiten in Brasilien in dieser Branche. Sproll untersuchte die Auswirkungen globaler Umstrukturierungen auf Angestellte des brasilianischen Bankensektors. In ihrer Feldforschung beschäftigte sie sich insbesondere mit ausgelagerten Call-Centern. Und fand einen Gegenentwurf zum hoch regulierten und traditionellen klassischen Bankensektor vor: Während in Bankfilialen vor allem Angehörige der weißen Mittelschicht tätig sind, arbeiteten in den Call-Centern der Banken überwiegend dunkelhäutige Frauen Anfang 20 aus den urbanen Randgebieten. Ein Umstand, der die Call-Center-Mitarbeiter jedoch nicht unbedingt negativ bewerten, im Gegenteil: „Alle Interview-Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren der Ansicht: Bei unserer

Das Rassismusproblem Brasiliens zeigt sich auch bei sogenannten Rolezinhos („kleine Bummel“): Jugendliche verabreden sich dabei über das Internet, um sich in Shopping-Malls zu treffen. Vielen Jugendlichen wird jedoch der Eintritt in die Malls verweigert – die meisten von ihnen haben eine dunkle Hautfarbe.



ullstein bild – Reuters / Ricardo Moraes

Dr. Martina Sproll



Soziale Ungleichheit vor allem in der Arbeitswelt ist ein Thema, das Martina Sproll schon lange beschäftigt. Als Ex-Stahlarbeiterin und Energieanlagen-Elektronikerin im ersten Beruf arbeitet die Soziologin und Brasilien-Expertin zu Ungleichheits- und Prekarisierungsprozessen, die sich über Kategorien wie Klasse, Ethnizität und Geschlecht vermitteln

lassen. Ab 2011 war sie Postdoctoral Researcher bei desiguALdades.net, seit 2013 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lateinamerika-Institut der Freien Universität.



Ihr Tipp für die WM: Keiner, denn was die WM angeht, sympathisiert die erklärte Gegnerin der „mafiosen“ Fifa höchstens mit einer Gruppe – den Protestierenden in Brasilien.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut

E-Mail: martina.sproll@fu-berlin.de

Dr. Rodrigo Rodrigues-Silveira



In seiner Forschung beschäftigt sich Rodrigues-Silveira mit Sozialpolitik, Subnationalen Politikmethoden, dem Wohlfahrtsstaat, Territorialität sowie Politischer Demografie. Die Proteste in Brasilien interessieren den Politikwissenschaftler und Wissenschaftlichen Mitarbeiter bei desiguALdades.net auch aus persönlichen Gründen: Er stammt aus

São Paulo, dort hat er auch studiert.



Die WM wird er dennoch nicht in Brasilien verfolgen, sondern vermutlich eher vor dem Fernseher. Sein Tipp, besser sein Wunsch, welches Team das Endspiel gewinnen wird: Brasilien.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut

E-Mail: rodrodr@zedat.fu-berlin.de

Arbeit gibt es keine Diskriminierung.“ Martina Sproll nennt die Call Center dennoch einen „Raum der scheinbaren Gleichheit“. Denn auch diese Arbeitswelt sei von Klassifizierungen bezüglich „Klasse“, „Geschlecht“ und „Hautfarbe“ geprägt und ermögliche kaum echten sozialen Aufstieg. Außerdem setzten die Call Center bei der Arbeitsorganisation auf strenge Kontrollen. „Die Büros erinnern an Legebatterien, und die monotone Arbeit ist für die Mitarbeiter sehr anstrengend“, erzählt sie.

Ein Weltfußballer unterstützt die Protestbewegung gegen die WM

Dass sich auch diese neue „ArbeiterInnenklasse“ an den Protesten in Brasilien beteiligt, davon geht Martina Sproll aus. „Auch wenn sie nicht im klassischen Sinne gewerkschaftlich organisiert sind.“ Da die Proteste aber auch bisher ohne Gewerkschaften und Parteien auskommen, hält sie es für sehr wahrscheinlich, dass die Bewegung pünktlich zur Weltmeisterschaft wieder an Dynamik zulegt. Die Forderung „Não Vai ter Copa“ dürfte keine Chance haben, sich durchzusetzen.

Zum Glück für die Protestbewegung, finden prominente WM-Kritiker wie der frühere Weltfußballer und Politiker Romário de Souza Faria. In einem Online-Beitrag für den englischen Guardian schrieb er, dass er überzeugt sei, die Gesellschaft werde gestärkt aus den Demonstrationen gegen Korruption, Ungleichheit und Verschwendung hervorgehen. „Die Proteste könnten zu keinem besseren Zeitpunkt stattfinden.“

desiguALdades.net

Das Kompetenznetz „Interdependente Ungleichheitsforschung in Lateinamerika“, desiguALdades.net ist ein internationales und interdisziplinäres Forschungsnetz, an dem viele Institutionen beteiligt sind. Es wird vom Lateinamerika-Institut (LAI) der Freien Universität Berlin und dem Ibero-Amerikanischen Institut (IAI) der Stiftung Preußischer Kulturbesitz getragen. Das Deutsche Institut für Entwicklungspolitik (DIE) sowie das German Institute of Global and Area Studies (GIGA) sind weitere Kernpartner des Kompetenznetzes in Deutschland. Sprecher des Projektes sind Prof. Sérgio Costa und Prof. Marianne Braig vom LAI der Freien Universität und Barbara Göbel vom IAI. Die Arbeit des Kompetenznetzes wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der Förderlinie „Stärkung und Weiterentwicklung der Regionalstudien (*area studies*)“ finanziell unterstützt.

Internet: www.desigualdades.net



Die erste Fußball-WM: Wie das globale Spektakel begann

**Wenn die WM 2014 in Brasilien beginnt, kommt der Fußball wirklich heim:
Schon die allererste Weltmeisterschaft fand in Südamerika statt. Eine historische
Entscheidung, die nicht nur sportliche Gründe hatte, wie ein Historiker
der Freien Universität herausgefunden hat.**

VON GISELA GROSS

Fußballbegeisterung gehört zu Südamerika wie Rinder zu Argentinien und der Zuckerhut zu Brasilien. Die Ursprünge sind über dem Klischee beinahe in Vergessenheit geraten – die erste Fußballweltmeisterschaft etwa: die fand in Uruguay statt. Der Historiker Prof. Stefan Rinke hat zu dieser ersten WM auf dem Kontinent geforscht und Parallelen zu den heutigen Turnieren entdeckt. Schon damals ging es für das Gastgeberland und die Verbände um weit mehr als nur den Sport.

Nein, eine echte Überraschung war es nicht, als die FIFA 2007 ihre Entscheidung bekanntgab, die Weltmeisterschaft 2014 nach Brasilien zu vergeben. Schließlich war das Land der einzige Bewerber gewesen. Trotzdem wurde der Zuschlag in Brasilien und international gefeiert. Franz Beckenbauer sprach sogar von einer „perfekten Entscheidung“. Und er bemühte die Fußballgeschichte: „Kein Land hat so viele Stars hervorgebracht wie Brasilien.“ Dass Brasilien als fünffacher Weltmeister mit dem Turnier – dem 20. in der Geschichte – an Traditionen anknüpfen will, davon ist der Historiker Stefan Rinke überzeugt. In der Heimat von Fußballlegenden wie Ronaldo, Zico und Pelé gab es 1950 zum letzten Mal eine WM.

Am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin hat sich Rinke mit den Ursprüngen des weltweiten Fußball-Enthusiasmus beschäftigt. Dass Südamerika wesentlichen Anteil daran hat, klingt vielleicht zunächst nicht sehr überraschend. Und doch ist das erste große Event der Fußballgeschichte weitaus weniger bekannt als viele andere, die folgen sollten: 1930 kämpften in Uruguay zum ersten Mal Fußballmannschaften mehrerer Länder um den WM-Titel. Rinkes Forschung zu den Umständen dieser ersten WM ist ein Teilprojekt der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Forschergruppe 955 „Akteure der kulturellen Globalisierung“. Neben dem Fußball widmet sich Rinke beispielsweise auch den Anfängen der Luftfahrt in Lateinamerika.

Mehr als hundert Jahre ist es her, dass die Fußball-Euphorie in Südamerika ihren Anfang nahm: Es begann um die Jahrhundertwende, sagt Rinke. Fußball galt als modern, war er doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Mit See- und Handelsleuten, aber vor allem mit Einwanderern aus Europa, gelangte er auf den Kontinent. Ein Sport für die Massen war das Spiel mit dem runden Leder zuvor nicht – sondern eine exklusive Freizeitbeschäftigung für Sprösslinge reicher Familien und der besseren Gesellschaft. Doch die Attraktivität des Sportes, für den es weder besonderer Ausrüstung noch körperlicher Voraussetzungen

bedarf, blieb nicht lange ein exklusives Geheimnis. „Trotz der elitären Ursprünge bei den englischen Clubs der Gentlemen galt Fußball dann lange als typisch für die Straßen der Arbeiterviertel“, sagt der Wissenschaftler. Ein Imagewandel mit Folgen: Je mehr sich Fußball dort als Freizeitbeschäftigung verbreitete, desto weniger interessierten sich die Eliten dafür.

1912 wird Fußball eine olympische Disziplin

Eine neue Bedeutung erfuhr der Fußball, als er 1912 olympisch wurde. Es kam zu den ersten großen internationalen Begegnungen. „Schon im frühen 20. Jahrhundert waren die lateinamerikanischen Mannschaften so gut, dass sie auch nach Europa geschickt wurden“, sagt Rinke. Die Massen strömten in die Stadien, als das Team aus Uruguay die Turniere 1924 in Paris und 1928 in Amsterdam für sich entschied. „Man hat dabei bemerkt, dass sich ein Fußball-Turnier finanziell tragen könnte“, erläutert Rinke. An Vorbildern für internationale Turniere mangelte es jedoch: Weltmeisterschaften in nur einer Sportart gab es bis zu dem Zeitpunkt nicht.

Die Idee einer ersten Fußball-Weltmeisterschaft kam 1926 von der FIFA. Der Weltfußballverband bestand bereits seit 1904 und hatte den Anspruch, Verbände aus der ganzen Welt zu vereinen. Die Verbände der einzelnen lateinamerikanischen Nationen stießen erst nach und nach zu den europäischen hinzu, berichtet Rinke. Dabei waren es gerade die südamerikanischen Teams, die in den 1920er Jahren das Geschehen auf dem Platz prägten. „Diese Erfolge waren ein Grund dafür, dass eine südamerikanische Bewerbung um das Ausrichten der ersten WM erfolgversprechend war“, sagt der Historiker. Gleichzeitig ging es der FIFA aber auch darum, den 1916 gegründeten südamerikanischen Verband einzubinden, die Confederação Sul-Americana de Futebol (CONMEBOL).

Schon bei der ersten WM drehte sich alles um Geld

Neben dem Sport an sich ging es beim Fußball aber auch schon damals ums Geld. Die Frage nach den Kosten für die Großveranstaltung spielte deshalb auch bei der ersten Weltmeisterschaft eine entscheidende Rolle. „Die Investition in eine WM, in ein Massenvergnügen, war damals keineswegs selbstverständlich“, sagt Rinke. Auch wenn die Breitenwirkung des Sportes bereits auf beiden Kontinenten spürbar gewesen sei, habe es Diskussionen um mögliche Austragungsorte und um finanzielle Risiken gegeben, gerade in Anbetracht der kurz zuvor ausgebrochenen Weltwirtschaftskrise.

Warum die Entscheidung 1929 zugunsten Uruguays fiel, dafür gab es mehr als nur einen Grund. Nach Rinke

Sie wollen fundiert informiert sein?



Dann ist das Wissenschaftsmagazin **fundiert** genau das Richtige für Sie. Zwei Mal im Jahr informieren wir Sie **fundiert**, interdisziplinär, vor allem aber allgemeinverständlich über ein aktuelles Forschungsthema, das die Gesellschaft bewegt. Wissenschaft aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten, neue Perspektiven aufzuzeigen und Traditionslinien erkennbar werden zu lassen – das ist unser Ziel für **fundiert**. In Zeiten knapper Kassen können Sie uns mit einer Spende helfen, **fundiert** auch künftig auf dem gleichen Niveau anzubieten. Ihre Hilfe ist uns willkommen – natürlich steuerlich abzugsfähig. Herzlichen Dank. *Die Redaktion*



SEPA-Überweisung/Zahlschein		Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.	IBAN des Auftraggebers
Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts		BIC	Beleg/Quittung für den Kontoinhaber Empfänger Ernst-Reuter-Gesellschaft IBAN: DE98 1005 0000 1010 0101 11 BIC: BELA DE 33 Betrag: EUR, Ct. Verwendungszweck Spende fundiert Mag. Datum Name Straße Ort
Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen) Ernst-Reuter-Gesellschaft			
IBAN DE 98 1005 0000 1010 0101 11			
BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen) BELA DE 33		Ernst-Reuter-Gesellschaft	
Betrag: Euro, Cent		Betrag: EUR, Ct.	
Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen) Spende fundiert-Magazin		ggf. Stichwort	
PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)			
Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)			SPENDE
IBAN			
Datum			
Datum		Unterschrift(en)	

Die ausgefüllte Einzugsermächtigung senden Sie bitte an die Ernst-Reuter-Gesellschaft e.V.
Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin oder per Fax an 030 – 838 73442.

Einzugsermächtigung

Ich ermächtige die Ernst-Reuter-Gesellschaft widerruflich, einmal jährlich eine Spende von dem unten genannten Konto im Lastschriftverfahren abzubuchen. Die Bedingungen der Teilnahme am Lastschriftverfahren erkenne ich an.

Betrag: _____

Verwendungszweck: **fundiert**-Spende

Name, Vorname, Firma: _____

Adresse: _____

E-Mail: _____

Name des Geldinstituts: _____

Bankleitzahl / BIC: _____

Kontonummer / IBAN: _____

Datum, Unterschrift des Kontoinhabers: **X** _____



Kennen Sie die Ernst-Reuter-Gesellschaft?

Immer wieder hat sich Ernst Reuter während seiner Amtszeit als Regierender Bürgermeister von Berlin für die Gründung einer FU-Fördergesellschaft eingesetzt. Sein Wunsch wurde nach seinem Tod am 29. September 1953 als Vermächtnis verstanden, und am 27. Januar 1954 wurde die Ernst-Reuter-Gesellschaft (ERG) gegründet. Die ERG unterstützt und fördert die Freie Universität Berlin ideell und materiell, um sie als Ort geistiger Auseinandersetzung, demokratischer Kultur und innovativer Ideen zu erhalten und auszubauen. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden an die ERG sind steuerlich absetzbar.

Mehr über die Aktivitäten der ERG und ein Antragsformular für die Mitgliedschaft finden Sie im aktuellen **wir**-Magazin und im Internet unter www.fu-berlin.de/erg.

Herzlichen Dank!

Sie unterstützen mit Ihrer Spende die Freie Universität Berlin.

Nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I in 14057 Berlin (Steuer-Nr. 27/664/55368) vom 08. November 2012 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG sind wir von der Körperschaftsteuer befreit und als gemeinnützig anerkannt.

Ihre Spende ist steuerabzugsfähig. Dieser Abschnitt dient in Verbindung mit dem Kontoauszug bis 100,00 EUR als Spendenquittung.

Auf Wunsch stellen wir gerne eine separate Spendenbestätigung aus.

ERNST-REUTER-GESELLSCHAFT
der Freunde, Förderer & Ehemaligen
DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN E. V.



kes Erkenntnissen war – neben den sportlichen Erfolgen der Vorjahre – die 100-jährige Unabhängigkeit des Landes im geplanten Austragungsjahr ein wichtiges Argument. „Zudem kündigte die Regierung an, die Veranstaltung zu sponsern“, sagt Rinke. Der Staat kam etwa für die Schiffsüberfahrt und Unterbringung der teilnehmenden Mannschaften auf. Allerdings hatte man sich vorher nicht überlegt, wie groß die Teams sein durften: „Es gab böses Blut, weil einige Nationen neben Spielern und Trainern gerne noch eine zweite Mannschaft und Köche mitgebracht hätten.“

Ein weiteres Argument für Uruguay war dessen politisch wie wirtschaftlich solide Basis: „Das Land profitierte vom Export, vor allem von Fleisch“, sagt Rinke. Dass man dennoch – wie viele andere Nationen – auch nicht von der Weltwirtschaftskrise verschont bleiben würde, war der uruguayischen Regierung bewusst. Auf Dauer würde man mit Viehexporten international nicht konkurrenzfähig sein, das ahnten die Machthaber. Sie nahmen die Krise mit zum Anlass, das Turnier nach Montevideo zu holen. „Man wollte sich als hoch entwickeltes und ebenbürtiges Land auf einer Weltbühne präsentieren – mit dem modernen Gedanken, Touristen anzulocken“, sagt Rinke. Das schließt der Historiker aus damaligen Parlamentsprotokollen, Zeitungen und Zeitschriften sowie Memoiren. Wie weitsichtig zu dieser Zeit im uruguayischen Parlament argumentiert wurde, habe ihn erstaunt, bekennt Rinke. „Die Regierung sah den Tourismus bereits als Trend der Zukunft.“ Man hoffte also, dass sich die großen Investitionen auszahlen würden.

Als dann endlich die Entscheidung für Uruguay gefallen war, blieb dem Land nur ein Jahr Vorbereitungszeit. Nicht eben viel, in Anbetracht der vielen Aufgaben eines Gastgeberlandes. „Es galt damals wie heute, neue Stadien zu errichten – wenn auch in kleinerem Maßstab“, sagt Rinke. In Montevideo entstand in Rekordzeit das Estadio Centenario, das heute noch mit seinen Art-déco-Elementen erhalten ist. „Es war nicht genau zum Tag der Eröffnung fertig“, berichtet Rinke. Immerhin: Das Finale hätten dort letztlich wohl an die 100.000 Zuschauer verfolgt, sicher auf engstem Raum. Ausgelegt war das Stadion nur für 60.000 Menschen.

Vor allem Spiele der heimischen Mannschaft waren gut besucht. Doch nicht immer blieben die Fans friedlich. Die Rivalität mit dem Nachbarn Argentinien etwa hatte die Gemüter bei den „Lokalderbys“ erhitzt: „Es kam zu heftigsten Auseinandersetzungen zwischen den Fangruppen, die die Polizei nur schwer in den Griff bekam“, sagt Rinke.

Andere Partien waren dagegen kein Publikumsmagnet: Das Auftaktspiel zwischen Frankreich und Mexiko sollen nur 500 Zuschauer besucht haben. Keine der vertretenen europäischen Mannschaften spielte zu der Zeit ganz vorne mit. Mit Rumänien, Frankreich, Belgien, und Jugoslawien waren nur vier Teams vertreten. Hinzu kamen acht südamerikanische Teams und die USA: Nicht einmal eine gerade Anzahl kam zustande, am Ende traten 13 Mannschaften an. Eine Qualifikation war dementsprechend nicht nötig.

Arroganz: Deutschland und Österreich reisen nicht nach Uruguay

Deutschland und Österreich reisten gar nicht erst über den Atlantik. Zum einen wohl aus einer gewissen Arroganz heraus, wie Rinke erläutert: „Europa hielt sich für die Wiege des Fußballs, Uruguay lag demgegenüber abseits.“ Dessen Olympiasiege habe man zunächst für „Ausrutscher“ gehalten. Doch auch finanziell war die Teilnahme nicht zu stemmen. Die Spieler hätten während ihrer wochenlangen Abwesenheit Lohnausfälle in ihren angestammten Berufen in Kauf nehmen müssen. Und die ersten professionellen Starspieler jener Zeit wurden von ihren Vereinen für lukrative Spiele innerhalb Europas beansprucht.

Am Ende des Turniers entschied Uruguay die WM für sich. Erfolg bescherte den Südamerikanern vor allem ihr technisch versiertes Spiel, dem die europäischen Mannschaften anfänglich nichts entgegenzusetzen hatten. Sie setzten vielmehr auf Kraft. „Die Ergebnisse waren damals schon knapp, es gab keine völlige Dominanz – aber in den entscheidenden Situationen waren die Lateinamerikaner unbestritten im Vorteil“, erläutert Stefan Rinke.

Univ.-Prof. Dr. Stefan Rinke



Bei der Frage, warum die erste Fußball-WM in Uruguay stattfand, hätte es kaum einen geeigneteren Experten geben können als Stefan Rinke: Als Professor für die Geschichte Lateinamerikas am Lateinamerika-Institut und am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität untersuchte er im Rahmen der DFG-Forschergruppe 955, „Akteure der kulturellen Globalisierung“ in deren erster Forschungsphase das Thema „Fußballenthusiasmus: Die Anfänge des Fußballs in Lateinamerika als transnationales Phänomen – Argentinien, Brasilien und Uruguay im Vergleich, 1867 – 1930“. Derzeit ist er *Einstein Research Fellow*.



Sein Tipp für die WM in Brasilien: „Chile gewinnt das Finale gegen Brasilien mit 1:0.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut

E-Mail: rinke@zedat.fu-berlin.de

Besonders ein Mann zog in jenen Jahren die Blicke auf sich: Der Afro-Uruguayer José Leandro Andrade, der als Star der 1920er-Jahre in die Geschichtsbücher einging. „In den meisten anderen Mannschaften, etwa der brasilianischen, waren damals keine Dunkelhäutigen vertreten. Er war ein Exot“, sagt Rinke. Die meisten anderen Nationen hätten sich nur mit weißen Spielern präsentieren wollen. „Uruguay war in dieser Hinsicht pragmatischer, ein Problem mit Rassismus hatte die Gesellschaft aber natürlich auch.“ Andrade, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte, nannte man „schwarze Perle“. Als Rechter Läufer, wie man die Position des Mittelfeldregisseurs damals bezeichnete, zog er die Fäden für Uruguay. Und er wurde zu einem der ersten Fußballstars. „Wie man es von heutigen Profis kennt, lebte er seinen Star-Status offen aus, etwa indem er besondere Ansprüche innerhalb der Mannschaft stellte“, sagt Rinke. Auch wenn Andrade 1930 nicht mehr so sehr dominierte wie in den Jahren zuvor, blieb er ein Liebling der Massen.

Genau dieser Masse verdankte die erste Weltmeisterschaft ihre Bedeutung: „Die Städte waren enorm gewachsen, Arbeitszeiten wurden eingegrenzt. Erstmals hatten die Menschen Freizeit, die es zu füllen galt“, erläutert Stefan Rinke. Das Interesse wussten auch die aufkommenden Medien zu nutzen, die in der WM früh eine Geldquelle sahen. „Live-Übertragungen im Radio und Filmausschnitte in der Wochenschau im Kino zählten zu den relativ neuen Möglichkeiten“, sagt Rinke. Auch eine Sportpresse hatte sich entwickelt, die sich finanziell selbst trug.

In Uruguay wird der Finalsieg tagelang gefeiert

Aus Sicht des Veranstalters fiel das internationale Presseecho der ersten WM allerdings nicht unbedingt positiv aus: „Vor allem in Nationen, die selbst keine Teams entsandt hatten, tat man das Turnier als unbedeutend ab“, sagt Rinke. Im eigenen Land habe sich der

Die Mannschaft Uruguays betritt am 30. Juli 1930 in Montevideo zum Finale den Platz. Besonders ein Mann zog bei dem Turnier die Blicke auf sich: Der Afro-Uruguayer José Leandro Andrade, der als Star der 1920er-Jahre in die Geschichtsbücher einging.



picture alliance



Der uruguayische Fußball-Nationalspieler Hector Castro (2. v. r.) erzielt das vierte und letzte Tor für seine Mannschaft im Finale zwischen Uruguay und Argentinien. Argentinien's Torhüter Juan Botasso (l.) springt bei diesem Schuss vergeblich durch die Luft. Das Spiel endet 4:2 für Uruguay, den ersten Weltmeister.

Aufwand aber bezahlt gemacht – zumindest ideell, bilanziert er. Die Siegesfeier soll mehrere Tage und Nächte gedauert haben. Der 31. Juli, der Tag nach dem Turnierende, wurde Nationalfeiertag. „Der Enthusiasmus, den die WM mit sich brachte, wirkte auch gesellschaftlich integrativ.“ Zudem war die Sportbegeisterung politisch gern gesehen: Schließlich dienten die Spieler mit ihrer körperlichen Fitness als Vorbild für die Bevölkerung. Körperliche Ertüchtigung galt als gesundheitsfördernd und damit als hilfreich für die Zukunft der Nation.

Diesen Effekt von Großturnieren sollten sich später die totalitären Regimes zunutze machen: „Die darauffolgende WM in Italien war für Mussolini ein gefundenes Fressen – fast ein Vorläufer von Hitlers Olympiade“, sagt Stefan Rinke. Um dem Volk Freude zu bereiten, soll der „Duce“ nicht nur Schiedsrichter bestochen haben. Auch gute argentinische Spieler mit italienischen Wurzeln bürgerte man kurzerhand ein. „Die Lateinamerikaner fanden das skandalös“, sagt Rinke. Die dortigen Verbände revanchierten sich, indem sie der WM 1934 größtenteils fernblieben – eine „Retourkutsche“, meint Rinke. So blieb das Turnier in Italien europäisch geprägt.

Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis sich diese regionalen Spaltungen auflösten und auch Teams aus Asien und Afrika teilnahmen. Selbst die für Deutschland so

präsentierten Turniere mit den Finalspielen im mittlerweile abgerissenen Berner Wankdorf-Stadion und 1966 im Londoner Wembley-Stadion hätten weltweit noch nicht den Stellenwert von heute gehabt. Der Wandel setzte erst langsam ein, als die ersten Live-Aufnahmen via Satellit auf den heimischen Bildschirmen landeten. „Zu einem wirklich globalen Ereignis wurden die Weltmeisterschaften erst in den 1980er Jahren“, sagt Rinke.

Der FIFA haften massive Korruptionsvorwürfe an

Für heutige Veranstalter und Funktionäre würde es sich lohnen, ab und zu an die Zeit vor dem globalen Fußballzirkus denken – etwa bei den nächsten und übernächsten WM-Turnieren der FIFA, die in Russland und Katar stattfinden sollen. Zumindest formal hatte es dabei zwar Konkurrenten um die Austragung gegeben. Doch über den 21. und 22. Weltmeisterschaften hängt der Schatten massiver Korruptionsvorwürfe: FIFA-Mitglieder sollen Schmiergelder in Millionenhöhe angenommen haben. In dieser Hinsicht waren die ersten Spiele in Lateinamerika vorbildlich, sagt der Historiker Stefan Rinke. Nach seinen Ergebnissen finden sich dazu keine Parallelen zwischen damals und heute.



Im Öltrausch

Einst als grüne Alternative gepriesen, verändert der großangelegte Anbau von Ölpalmen Brasiliens Landschaft – und die Bedeutung des Begriffs Nachhaltigkeit.





VON VERENA BLINDOW

Es steckt in Schokolade, in Treibstoff, Tütensuppe und Lippenstift: Palmöl. Doch der Anbau der Ölpalme ist in vielen Ländern umstritten. In Brasilien fördert ein großangelegtes Regierungsprogramm seit einigen Jahren den nachhaltigen Anbau. Welche Folgen das für Mensch, Landschaft und Natur hat, untersuchen Wissenschaftler der Freien Universität Berlin.

Es klang fast zu gut um wahr zu sein, was die brasilianische Regierung mithilfe von Ölpalmen alles erledigen wollte: Arbeitsplätze schaffen, Wälder aufforsten und schützen, Kleinbauern unterstützen und die Abhängigkeit von Erdöl verringern. Und doch versprach das „Programm für nachhaltige Produktion von Palmöl“, das Brasiliens damaliger Präsident Luiz Inácio Lula da Silva 2010 auf den Weg brachte, genau das. Die weltweit wichtigste Ölpflanze sollte dem Land dabei helfen, einige seiner drängenden Probleme zu lösen – zum Vorteil aller Beteiligten.

Palmöl ist einer der wichtigsten Rohstoffe der Erde. Etwa 53,3 Millionen Tonnen des Pflanzenöls wurden im

vergangenen Jahr weltweit produziert, das meiste davon in Indonesien und Malaysia. Dagegen ist Brasilien mit einer jährlichen Palmölproduktion von etwa einer Million Tonnen bisher nur ein kleines Licht. Doch das soll sich ändern: Mithilfe eines Förderprogramms will Brasilien zu einem weltweit führenden Palmölproduzenten aufsteigen – und zwar aus nachhaltigem Anbau.

Ein Programm mit erheblicher Reichweite. „Die Regierung hat insgesamt 44 zusammenhängende Landkreise als neues Palmölzentrum ausgewiesen“, sagt Maria Backhouse. „Das entspricht etwa der Fläche Kroatiens.“ Die Soziologin am Lateinamerika-Institut (LAI) der Freien Universität Berlin ist Mitarbeiterin des Projekts „Fair Fuels?“, das die Produktion von Biokraftstoffen in seinen Auswirkungen auf Mensch und Umwelt untersucht.

Von den Plänen der brasilianischen Regierung ist vor allem Amazonien im Norden des Staates betroffen. Ein Gebiet, das sich über neun Bundesstaaten und damit über mehr als die Hälfte des Landes erstreckt. Laut Programm sollen die Ölpalmen aber nicht den Regenwald entlang des Amazonas' verdrängen. Sie sollen vor allem auf „degradierten“ Flächen wachsen, also Flächen, deren Bodenqualität als gering eingestuft wird

Die Ölpalme trägt nach etwa drei Jahren erste Früchte. Die Ernte ist meist mühevoller Handarbeit.



Maria Backhouse

Ron Hagensieker



Ron Hagensieker studierte Geographie in Marburg und Tübingen. Seit 2013 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt SenseCarbon. Für SenseCarbon erfasst er mithilfe satellitengestützter Radar- und optischer Sensoren die Landnutzung im subtropischen Kontext. Sein Forschungsinteresse liegt in der Entwicklung von Methoden zur automatisierten Generierung von Karten aus Satellitenbildern.



Sein Tipp für die WM:
„Ganz klar: Kolumbien.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Fachrichtung Fernerkundung und Geoinformatik
E-Mail: ron.hagensieker@fu-berlin.de

Prof. Dr. Björn Waske



Seit Oktober 2013 ist Björn Waske Professor für Fernerkundung und Geoinformationssysteme an der Freien Universität. In seiner Forschung konzentriert er sich auf multidisziplinäre Ansätze mit einem starken Fokus auf der Überwachung der Landnutzung und des Landnutzungswandels.

Seine Forschungsprojekte umfassen unter anderem die Entwicklung von fortschrittlichen Bildverarbeitungstechniken, ein besonderer Schwerpunkt ist die synergetische Nutzung von optischen und SAR-Daten. Die aktuellen Forschungsregionen sind unter anderem Osteuropa und der brasilianische Amazonas.



Sein Tipp für die WM:
„Ich glaube, dass wir Deutschland im Finale sehen werden.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Fachrichtung Fernerkundung und Geoinformatik
E-Mail: bjoern.waske@fu-berlin.de

und auf denen kaum noch ursprünglicher Regenwald vorhanden ist.

Für Maria Backhouse ist das eine problematische Beurteilung: „Es gibt keine feste Definition von ‚degradiert‘, das ist reine Auslegungssache.“ Schließlich gebe es in der Region auch wertvollen Sekundärwald. Damit ist der Wald gemeint, der sich nach Eingriffen durch den Menschen, etwa durch Brandrodung, auf natürliche Weise neu entwickelt hat. Für solche Areale seien die Palmölplantagen keine ökologische Alternative, sagt Backhouse: „In den Plantagen überleben nur wenige Tiere, die Biodiversität ist nicht mehr gegeben, und der Pestizid-Einsatz gefährdet Flora, Fauna und Trinkwasser.“ Die Verantwortlichen rechtfertigten ihr Vorgehen mit der Botschaft, nur solche Flächen zu nutzen, die ohnehin abgewirtschaftet seien. Eine Argumentation, die Backhouse nicht gelten lassen will: „Sie stellen die Plantagen als geringeres Übel dar.“

Neues Verfahren zur Auswertung von Satellitenaufnahmen soll Umweltüberwachung verbessern

Tatsächlich ist die Vernichtung der Regenwälder für landwirtschaftliche Nutzflächen eines der großen ungelösten Umweltprobleme in Brasilien. Erst im vergangenen Jahr musste die brasilianische Regierung zur Kenntnis nehmen, dass die Abholzung des Regenwaldes im Amazonasgebiet wieder zugenommen hat. Die Auswertung von Satellitendaten, etwa des brasilianischen Nationalinstituts für Weltraumforschung INPE, zeigten, dass allein im Mai 2013 rund 465 Quadratkilometer Regenwald zerstört worden waren, eine Fläche so groß wie halb Berlin. Im Vorjahreszeitraum waren es dagegen nur 98 Quadratkilometer.

Die Regierung setzt schon länger auf Satellitenbilder, um illegale Abholzungen schneller zu erkennen und dagegen vorzugehen. Um die Methoden dafür weiter zu verbessern, arbeiten Wissenschaftler daran, die Vorteile unterschiedlicher Satellitensysteme zu kombinieren. Zu ihnen gehört auch Björn Waske, Professor für Fernerkundung und Geoinformationssysteme an der Freien Universität. Für ein solches Vorhaben sei der Blick nach Lateinamerika besonders lohnend, sagt er: „Brasilien ist aus geowissenschaftlicher Sicht interessant, da die Landschaft sehr dynamisch ist. Sie verändert sich ständig durch viele äußere Faktoren.“

Das Projekt zur Fernerkundung des brasilianischen Regenwaldes wird von der Raumfahrt-Agentur des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt und dem Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) gefördert. Waske und sein Team wollen Verfahren für die Auswertung des neuen Satellitensystems der Europäischen Weltraumorganisation ESA „Sentinel“,



entwickeln. Sentinel bedeutet auf Deutsch „Wächter“. Ein passender Name, denn die erste Sentinel-Mission, die 2014 startet, soll vor allem der Umwelt- und Sicherheitsüberwachung dienen.

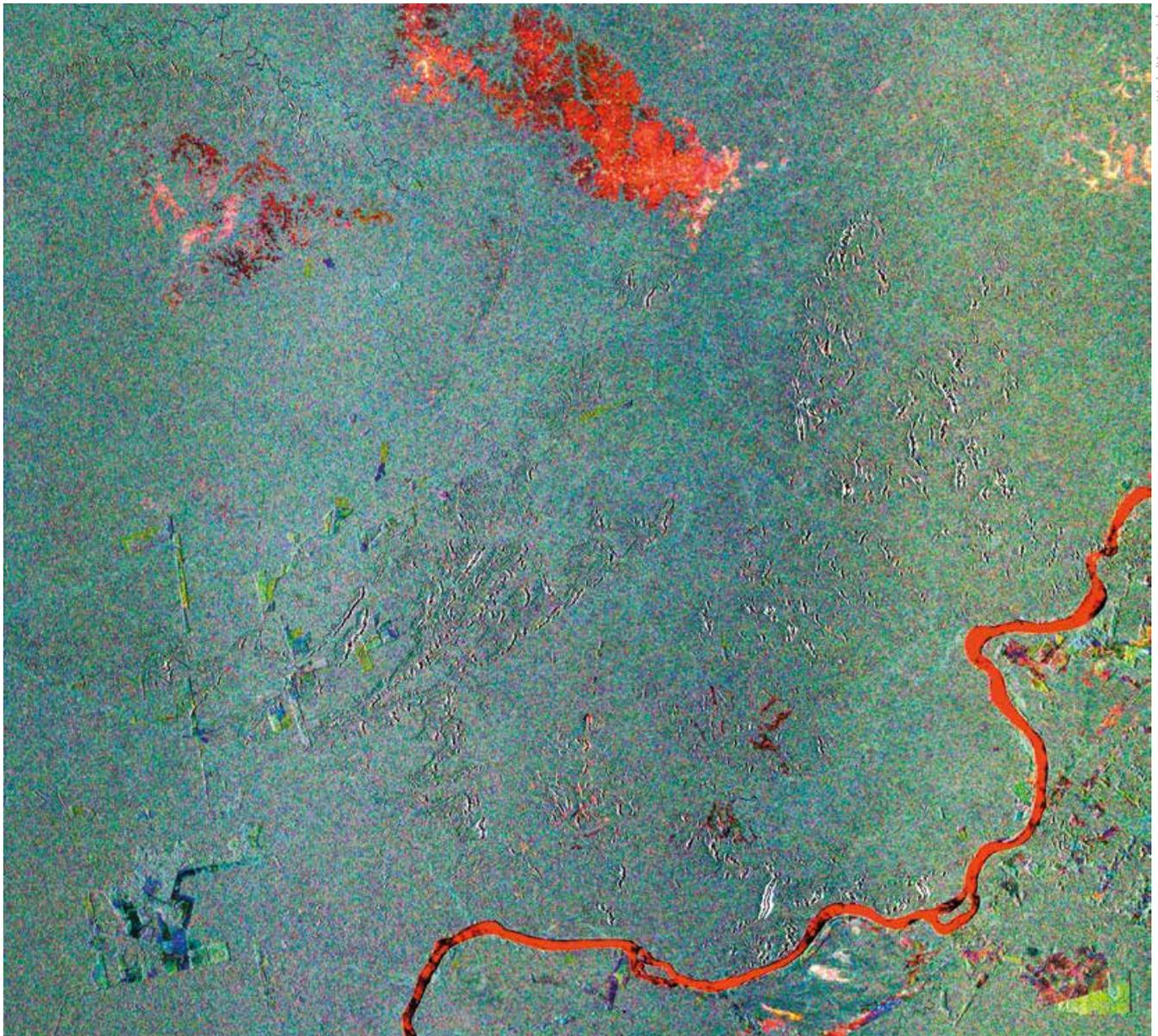
Für ihr Vorhaben greifen die Wissenschaftler unter anderem auf SAR-Daten des älteren Umweltsatelliten „EnviSat“ der Europäischen Weltraumorganisation ESA zurück. SAR steht für Synthetic Aperture Radar – eine spezielle Radartechnik, die auf Mikrowellen zum Messen von Abständen beruht. Die Wissenschaftler wollen dazu Algorithmen entwickeln, mit deren Hilfe sich die Daten auswerten lassen. Insbesondere soll ein Computerprogramm in Zukunft Aufnahmen, die zu verschiede-

nen Zeitpunkten gemacht wurden, automatisch miteinander vergleichen.

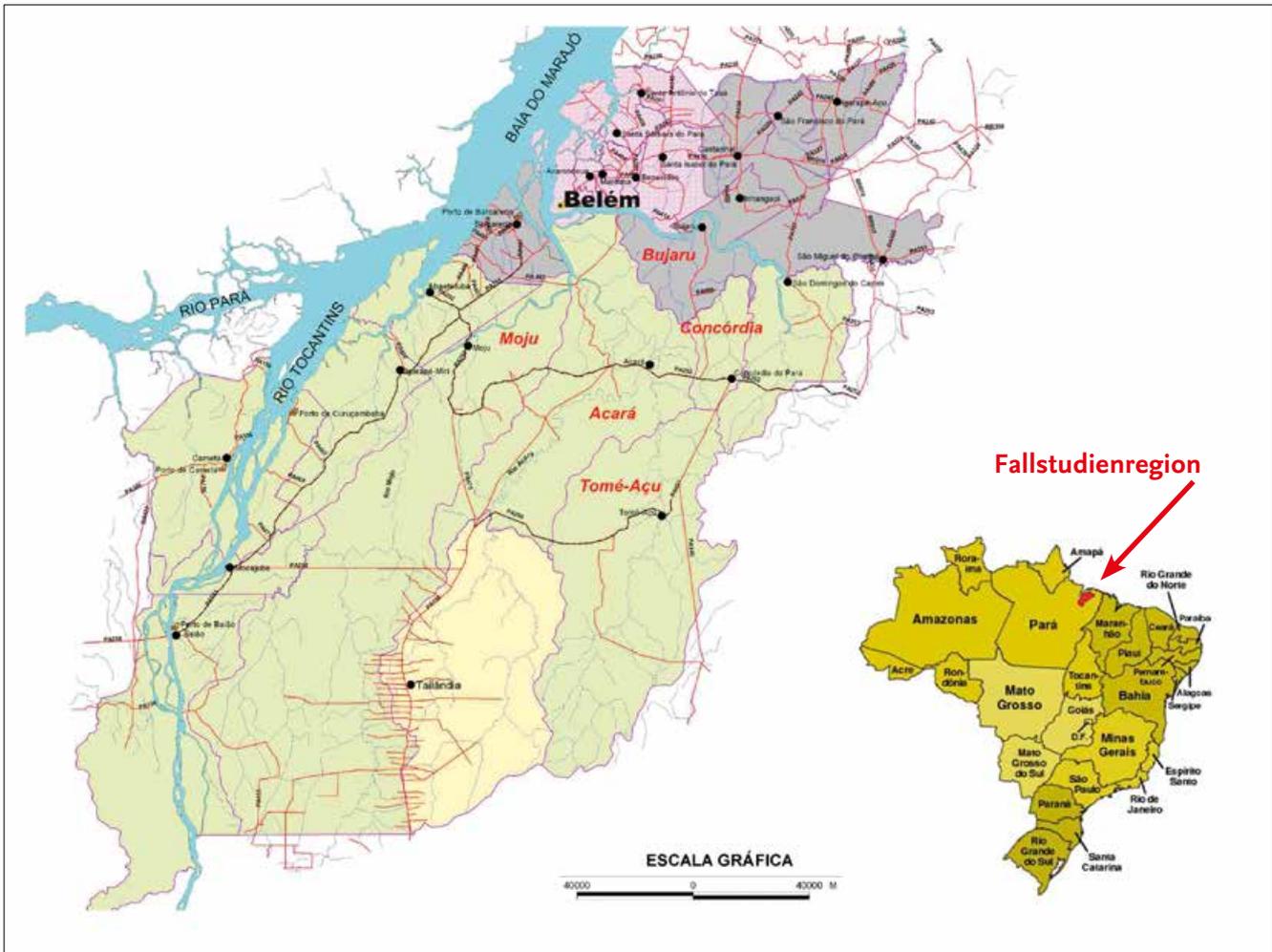
Ziel des Projekts sei es, so eine genauere Methode zur Kartierung von Waldgebieten zu entwickeln, so Ron Hagensieker. Die Bilddaten, die Björn Waske und Ron Hagensieker verwenden, zeigen die brasilianische Regenwaldregion vor allem als verschiedenfarbige Flächen, die unter anderem durch die Visualisierung unterschiedlicher Aufnahmezeitpunkte zustande kommen.

Die Bildpunkte haben eine Kantenlänge von grob 30 Metern und verfügen damit zwar nicht über die hohe Auflösung der Google-Earth-Daten. Doch durch Envi-

Das Satellitenbild, das aus drei Radaraufnahmen zusammengefügt ist, zeigt einen Ausschnitt des Regenwaldes an der Grenze der brasilianischen Bundesstaaten Rondônia und Amazonas. Die grün-blauen, rechteckigen Regionen lassen auf offene Flächen schließen und kennzeichnen potenzielle Rodungsgebiete.



Waske/Hagensieker



Das Forschungsgebiet von Maria Backhouse im brasilianischen Bundesstaat Pará.

Maria Backhouse



In den vergangenen Jahren hat sich die Soziologin in ihrem Dissertationsprojekt im Rahmen des BMBF-Drittmittelprojekts „Fair Fuels?“ mit der Expansion der Palmölproduktion im brasilianischen Amazonasbecken auseinandergesetzt. Die Brasilien-Expertin interessiert sich für Fragen der politischen Ökologie rings um Ressourcenzugangsrechte und -konflikte. Seit 2013 arbeitet sie am Lehrstuhl Soziologie am Lateinamerika-Institut der Freien Universität.



Ihr Tipp für die WM: „Es wird sich zeigen, dass sich Fußballbegeisterung und Protest nicht ausschließen.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut

E-Mail: maria.backhouse@fu-berlin.de

sats ASAR-Sensor können die Wissenschaftler in regelmäßigen Zeitintervallen und unabhängig von Wolkenbedeckungen zur Regenzeit eine größere Fläche erfassen. Mithilfe des Radarsystems, das tief in das dichte Blätterdach der Baumkronen eindringt, kann zudem Primärwald besser von Sekundärwald und Plantagen unterschieden werden. Außerdem lässt sich feststellen, wie sich der Regenwald verändert hat – durch Vergleiche mit früheren Daten.

Daneben verwenden die Forscher konventionelle multispektrale Systeme, die die von der Erdoberfläche reflektierte Sonnenstrahlung erfassen. Da diese Systeme neben dem sichtbaren Bereich des elektromagnetischen Spektrums noch zusätzlich den Bereich des nahen Infrarots erfassen können, geben diese Aufnahmen mehr wieder, als das menschliche Auge sehen kann.

Dichter, gesunder Wald reflektiert mehr Infrarotstrahlen als eine geschädigte Vegetation. Auf diese Weise können die Forscher etwa den Zustand des Waldes ablesen. Die Folgen großflächiger Abholzung und



Plantagenwirtschaft erkennt man auf den Satellitenbildern der Region bereits ohne ausgefeilte Technik. Wie kleine rechteckige Löcher sind die hellbraunen Flecken ins Dunkelgrün gestanzt und säumen die wenigen Straßen in dem Areal. Manche dieser Flecken sind gerodete Flächen, andere sind Felder.

Oft solche, auf denen Soja angepflanzt wird. Brasilien ist einer der größten Sojaölproduzenten weltweit. Die Produktion von Soja lohnt sich, denn die Pflanzen können voll verwertet werden: als Futtermittel, als Speiseöl – und als Kraftstoff. Sojaöl dient zur Herstellung von Biodiesel, der dem herkömmlichen Diesel beigemischt wird. „Da sich der Biokraftstoff-Sektor wie im Fall von Soja gut in die bisherigen Agrarstrukturen einfügt, konnte Brasilien innerhalb weniger Jahre zu einem der größten Biodiesel-Produzenten aufsteigen“, sagt Soziologin Maria Backhouse. Brasilien exportiert seinen Biodiesel jedoch nicht, sondern nutzt ihn als Kraftstoff für den eigenen Markt. Das Ziel: Die eigene Unabhängigkeit bei der Energieversorgung stärken und langfristig den Export von Biokraftstoffen ebenso wie den von Rohöl ausweiten.

Dass die brasilianische Regierung den Anbau von Palmölpflanzen fördert, hängt auch damit zusammen, dass man sich bei der Bio-Dieselproduktion nicht weiter von Soja abhängig machen will. Außerdem ist eine Palmölplantage mindestens zehnmal so ertragreich wie eine Sojapflanzung: Ein Hektar Ölpalmen ergibt je nach

Anbaumethode bis zu acht Tonnen Palmöl, ein Hektar Soja dagegen nur knapp 0,4 Tonnen Sojaöl. „Die brasilianische Agrarindustrie wittert hier eine lukrative Einnahmequelle“, sagt Maria Backhouse.

Bewegt sich Brasilien mit seinem grünen Energieprojekt in der Grauzone?

Glaukt man also den offiziellen Darstellungen, hat der Ölpalmenanbau viele Vorteile. Ob das Förderprogramm tatsächlich ein nachhaltiges „grünes“ Energieprojekt ist, bezweifelt Maria Backhouse jedoch. Sie fand etwa heraus, dass sich Brasilien mit dem Programm bewusst nur in Grauzonen bewegt: „Palmölplantagen werden ohne die eigentlich notwendigen Umweltlizenzen angelegt, und auch öffentliche Anhörungen finden nicht statt.“ Dabei sei dieses Vorgehen bei solchen Großprojekten vorgeschrieben. Die wachsenden Plantagen und die immer größeren Mengen Palmöl kämen letztlich nicht der Bevölkerung zugute, sondern Großkonzernen, etwa dem Bergbauunternehmen *Vale*. 2008 stieg der Konzern in die Produktion von Biodiesel ein, unter anderem für die Versorgung der eigenen Fahrzeugflotte.

Zusätzlich schaffe die Regierung Anreize, Bauern aus der Region als „Vertragsbauern“ zu gewinnen, sagt Maria Backhouse. So gebe es ein spezielles Programm für kleinbäuerliche Betriebe, das eigentlich die Familien-

Kleinbauern in der Gegend von Moju verladen die Palmölfruchtstände.



Maria Backhouse

landwirtschaft stärken soll. Doch diese Rechnung geht für die wenigsten Kleinbauern auf, sagt die Soziologin. Sie müssten hohe Kredite aufnehmen und ihre gesamte Produktion auf eine ihnen unbekannte Monokultur umstellen. Die Risiken, etwa einer Missernte, trügen die Bauern alleine: „Sind die Ölpalmen einmal gepflanzt, kann die Entscheidung nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Lebenszyklus einer Palme liegt bei etwa 30 Jahren.“ Wer die harte Arbeit nicht mehr leisten könne oder sich überschulde, müsse sein Land verkaufen.

Palmenplantagen und Viehzucht bedrohen Regenwaldbestände auch in Zukunft

Die Landbevölkerung reagiert unterschiedlich auf die Pläne der Regierung. Maria Backhouse hat im Rahmen ihrer Forschung Bauern vor Ort dazu befragt. Manche sähen darin ihre einzige Chance: „Sie setzen ihre ganze Hoffnung auf den Anbau von Ölpalmen. Bei anderen ist dagegen die Sorge groß, dass die Unternehmen sich die kleinbäuerlichen Landflächen über die Vertragslandwirtschaft aneignen“, berichtet sie.

Ob alle diese Sorgen berechtigt sind, lässt sich jetzt zwar noch nicht absehen. Allerdings zeichnet sich bereits ab, dass der Palmölanbau die kleinbäuerliche Landwirtschaft weiter verdrängt. Der Begriff der „Nachhaltigkeit“ erfahre durch das Programm eine problema-

tische Umdeutung, sagt Maria Backhouse, nicht zuletzt durch das Engagement von Unternehmen wie Vale: „Vale hat seine Palmölplantagen zu Wiederaufforstungsprojekten erklärt. Ölpalmen sind zwar gesetzlich nicht zur Wiederaufforstung in Amazonien zulässig, sondern nur heimische Bäume. Doch auch Regierungsbeamte sprechen sich offen für Ausnahmeregelungen für sogenannte degradierte Flächen Amazoniens aus.“ Eine Strategie mit unabsehbaren sozialen und ökologischen Folgen. Dies gilt nicht nur für die neuen Anbauggebiete, sondern auch indirekt für die noch existierenden Regenwälder. Backhouse fürchtet, dass die extrem artenreichen Refugien nun verstärkt für Viehweiden gerodet werden könnten, denen die Ölplantagen keinen Platz mehr lassen.

Noch fehle in Europa das Bewusstsein für diese Entwicklungen, denn verglichen mit anderen Großprojekten in Brasilien spiele das Palmöl-Programm nur eine untergeordnete Rolle, sagt Maria Backhouse. Die Zukunft werde zeigen, ob die Bedeutung der Palmöl-Produktion wachse und ob die Verbraucher die negativen Folgen akzeptierten oder nicht. Viel Hoffnung hat die Wissenschaftlerin nicht. Zu profitabel sei das Geschäft mit dem „grünen“ Öl. Nur eines scheint bisher sicher: Wenn das Palmöl-Programm der brasilianischen Regierung weitere Fortschritte macht, werden das auch die Geoinformatiker der Freien Universität zu sehen bekommen: als kleine hellbraune Flecken auf Satellitenbildern.

Die Früchte der Ölpalme sind bis zu sechs Zentimeter lang. Ihr rötliches Fruchtfleisch besteht zu 45 bis 50 Prozent aus Öl.

Maria Backhouse





Exklusive Universitäten

An Hochschulen in Lateinamerika gehört Ausgrenzung zum Alltag. Das Forschungsprojekt MISEAL setzt sich für die Inklusion benachteiligter Gruppen ein.

VON BIANCA SCHRÖDER

Fußball spielen wie Ronaldinho oder singen wie Milton Nascimento: Wenn dunkelhäutige Brasilianer zu Geld und Ansehen gelangen, dann meist als herausragende Sportler oder Künstler. Nur wenige schaffen es, einen Beruf zu ergreifen, der akademische Bildung erfordert. Eine Bürgerrechtsbewegung kämpft dafür, dass es künftig mehr schwarze Ärzte, Unternehmer und Wissenschaftler gibt – mit wachsendem Erfolg. In den vergangenen Jahren haben sich im Bildungswesen verschiedene Gleichstellungsprogramme etabliert. Während bislang im Hörsaal vornehmlich die Kinder der hellhäutigen Elite saßen, reservieren viele Hochschulen nun 20 Prozent ihrer Studienplätze für Afro-Brasilianer.

Dass die Quote mehr Gerechtigkeit garantiert, ist jedoch umstritten: „Die Programme haben die besten Absichten, und doch produzieren sie neue Ungleichheiten. So haben wir in einer Studie am Beispiel der Universität in der südbrasilianischen Stadt Campinas gezeigt, dass schwarze Frauen gegenüber schwarzen Männern benachteiligt werden“, sagt Martha Zapata Galindo, Privatdozentin am Lateinamerika-Institut der Freien Universität. Gemeinsam mit der Professorin Maria Conceição da Costa von der Universidade Estadual de Campinas koordinieren Zapata Galindo und ihre Kollegin Marianne Braig, Professorin für Politikwissenschaft, das Verbundprojekt MISEAL. Es sich der Inklusion von benachteiligten Gruppen an Hochschulen Lateinamerikas.

Bildung ist teuer. Nicht alle können sich das leisten

Frauen- und Geschlechterforscherinnen zwölf lateinamerikanischer und vier europäischer Universitäten untersuchen im Rahmen des Projekts Wege, allen gesellschaftlichen Gruppen gerechte Chancen auf einen Studienplatz zu ermöglichen. In Brasilien müssen Bewerber schwierige Aufnahmeprüfungen bestehen, um einen Studienplatz zu bekommen. Wer es sich leisten kann, bereitet sich in Kursen privater Anbieter darauf vor. Das ist nur einer der Vorteile, die Kinder der oberen Gesellschaftsschichten genießen. Die meisten von ihnen besuchen kostenpflichtige Privatschulen, die ein höhe-

res Ansehen haben als die chronisch unterfinanzierten öffentlichen Schulen. Sie sind dadurch weitaus besser auf ein Hochschulstudium vorbereitet. Ähnlich ist es in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern.

Diskriminierungsmuster aufdecken

Ob ein Studienbewerber eine öffentliche oder eine Privatschule besucht hat, ist nur einer der Faktoren, die die Wissenschaftlerinnen des Forschungsprojektes MISEAL interessieren. Sie erheben zahlreiche Daten und werten diese aus, darunter Geschlecht, Hautfarbe, Ethnizität, Alter, sexuelle Orientierung und sozialer Status. „Diese Kategorien dienen als Indikatoren von Ungleichheit. Anhand von ihnen decken wir wiederkehrende Muster der Diskriminierung auf“, erläutert Zapata Galindo. Die Merkmale werden nicht nur einzeln erfasst, sondern in ihrer Verflechtung miteinander analysiert. Dieser „intersektionale“ Ansatz erlaubt einen differenzierten Blick auf die ungleichen Zugangschancen von Bewerbern. Für jede der beteiligten lateinamerikanischen

Universitäten geben die Forscherinnen dann Empfehlungen für ein gerechteres Zulassungsverfahren.

MISEAL bringt Expertinnen für Gleichstellungspolitik hervor

Das Projekt hat im Januar 2012 begonnen und wird über drei Jahre mit 2,5 Millionen Euro von der Europäischen Union gefördert, die Hochschulen selbst beteiligen sich mit insgesamt 600.000 Euro. Neben Maßnahmen zu einer gerechteren Vergabe von Studienplätzen entwickeln die Wissenschaftlerinnen ein transnationales Doktorandenprogramm, in dem Experten für soziale Inklusion und Gleichstellung ausgebildet werden. „Die Universitäten brauchen nicht nur Empfehlungen, sondern auch Personal, das die Gleichstellungspolitik umsetzen kann“, sagt Zapata Galindo. Zudem ist ein Netzwerk zum Austausch und zur Beratung zwischen europäischen und lateinamerikanischen Universitäten entstanden. Die Probleme in den beteiligten Ländern seien grundsätzlich ähnlich, wenn auch

2013 ging der nach der Philosophin und Professorin der Freien Universität benannte Margherita-von-Brentano-Preis an das internationale EU-Verbundprojekt „MISEAL“. Für die Freie Universität nahmen die Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Tania Revollar Ridoutt und Rocío Ramírez Rodríguez sowie die Professorin Marianne Braig und die Privatdozentin Martha Zapata Galindo (v. l.) den Preis entgegen.



MISEAL

Das Verbundprojekt MISEAL, das vom Lateinamerika-Institut gemeinsam mit der Universidade Estadual de Campinas koordiniert wird, befasst sich mit sozialen Ungleichheiten im lateinamerikanischen Hochschulsystem. MISEAL steht für „Medidas para la inclusión social y equidad en Instituciones de Educación Superior en América Latina“ und wird an der Freien Universität von der Politikwissenschaftlerin Professorin Marianne Braig und der Privatdozentin Dr. Martha Zapata Galindo geleitet. Im vergangenen Jahr verlieh das Präsidium der Freien Universität dem Verbundprojekt für sein „vielseitiges und stetes Engagement für die Frauen- und Geschlechterforschung in Lehre und Forschung, Hochschulpolitik und Wissenstransfer“ den mit 15.000 Euro dotierten Margherita-von-Brentano-Preis. Die nach einer bedeutenden Philosophin und Professorin an der Freien Universität benannte Auszeichnung ist einer der renommiertesten und höchstdotierten Frauenförderpreise in Deutschland.



die betroffenen Gruppen unterschiedlich seien, sagt Zapata Galindo.

Die Quote allein bringt den diskriminierten Ethnien wenig

Brasilien nimmt mit seinem hohen Anteil an Schwarzen – mehr als die Hälfte der Bevölkerung bezeichnet sich als afrikanischer oder gemischter Herkunft – eine

Sonderstellung in Lateinamerika ein. In vielen anderen Ländern geht es beim Thema Gleichstellung vor allem um die indigenen Völker, die noch immer in Entscheidungsprozessen und in wichtigen Institutionen unterrepräsentiert sind. Doch die Forscherinnen des Projektes raten den Universitäten davon ab, allein eine Quote für bestimmte Ethnien einzuführen. „Das Thema Diskriminierung ist komplexer“, sagt Zapata Galindo.

Deutsch-lateinamerikanischer Austausch zur Geschlechtergerechtigkeit

Martha Zapata Galindo und Marianne Braig diskutieren mit ihren Kolleginnen auch über die deutschen Erfahrungen mit dem Thema Chancengerechtigkeit. Die lateinamerikanischen Wissenschaftlerinnen seien oft erstaunt, dass Deutschland von einer Gleichstellung der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen noch weit entfernt sei, sagt Zapata Galindo. „Wir sind zwar weiter als die lateinamerikanischen Länder, aber die Situation ist auch hier nicht rosig.“ So stagniere der Frauenanteil bei den Professuren bei 30 Prozent, überdurchschnittlich viele Professorinnen hätten befristete Stellen. Der Anteil der Arbeiterkinder unter den Studierenden sei seit den 60er Jahren sogar gesunken, Schüler mit Migrationshintergrund schafften es nach wie vor nur selten an die Hochschule. Die gebürtige Mexikanerin wünscht sich deshalb, dass auch deutsche Hochschulen Merkmale wie Migrationshintergrund und Sozialstatus erfassen und ihr Zulassungsverfahren ändern, um benachteiligten Gruppen bessere Chancen auf einen Studienplatz zu ermöglichen. Denn ob ein jugendlicher Hilfsarbeiter oder Führungskraft wird, sollte nicht von seiner Herkunft abhängen, meint sie.

PD Dr. Martha Zapata Galindo



Wer spannende Details über die Geschlechterforschung und Gleichstellung in Lateinamerika und der Karibik erfahren will, ist bei Dr. Martha Zapata Galindo genau richtig: Die Wissenschaftlerin lehrt im Gender-Profil des Masterstudiengangs Interdisziplinäre Lateinamerikastudien und forscht über soziale Inklusion und Gleichstellung in lateinamerikanischen Universitäten, Intersektionalität und feministische Theorie, Frauen- und feministische Bewegungen, Geschlechtergerechtigkeit und Demokratisierung sowie Zirkulation von Wissen und kulturelle Praktiken in karibischen Raum.



Ihr Tipp: „Ich denke, dass Brasilien sehr gute Chancen hat, Weltmeister zu werden.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut

E-Mail: mizg@zedat.fu-berlin.de



Straßenmusiker in der Altstadt São Paulos im Sept 2012.

Auf den Straßen der Großstadt

**Passanten und Obdachlose, Straßenverkäufer, -künstler, und -prediger:
Die Menschen in der Megacity São Paulo beschäftigen die brasilianische
Stadtsoziologin Fraya Frehse seit Jahren. Im Sommersemester 2014 bekleidet sie
den Gastlehrstuhl „Sérgio Buarque de Holanda“ an der Freien Universität Berlin.**



VON JAN HAMBURA

São Paulo ist eine Stadt der Superlative: die zehntgrößte Stadt der Welt, der zweitgrößte urbane Ballungsraum Lateinamerikas, wachsende Megacity und das kulturelle wie wirtschaftliche Zentrum Brasiliens. Fraya Frehse kennt São Paulo, seine Straßen und Plätze sehr gut. Die Stadt ist nicht nur der Wohnort, sondern auch der Forschungsgegenstand der Soziologie-Professorin der Universität São Paulo. Im diesem Sommersemester hat Frehse den Gastlehrstuhl „Sérgio Buarque de Holanda“ am Forschungszentrum Brasilien des Lateinamerika-Instituts der Freien Universität Berlin inne.

Im Fokus des 2010 gegründeten interdisziplinären Zentrums stehen Projekte und Forschungen mit kultur- und sozialwissenschaftlicher Ausrichtung, deren gemeinsame Perspektive „Brasilien im Weltkontext“ ist. Der 2012 eingerichtete Gastlehrstuhl wird mit renommierten brasilianischen Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen besetzt und dient der Förderung und Erweiterung des wissenschaftlichen Austauschs zwischen der Freien Universität und Institutionen in Brasilien. Er wird vom Deutschen Akademischen Auslandsdienst (DAAD) sowie dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert.

Lateinamerikanische Konzepte sollen empirische Forschungsdaten erklären

Von April bis August 2014 arbeitet die an der Universität São Paulo ausgebildete Ethnologin in Berlin. Es ist bereits ihr zweiter längerer Berlin-Aufenthalt: 2010 erforschte Fraya Frehse als Alexander-von-Humboldt-Stipendiatin an der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin die deutsche Stadtsoziologie. Nun kommt die Professorin vor allem, um zu lehren. Insgesamt vier Lehrveranstaltungen wird sie an der Freien Universität anbieten. Das Semester wird sie aber auch zur Literaturforschung nutzen, da sie der Feldforschung hauptsächlich in Brasilien nachgeht. „Zur konzeptionellen Erklärung empirischer Daten wird in der lateinamerikanischen Stadtsoziologie häufig auf europäische und nordamerikanische Theoretisierungen zurückgegriffen.“ In der kritischen Auseinandersetzung mit diesen Konzepten zielt die Wissenschaftlerin darauf ab, dass vermehrt empirisch und theoretisch in Lateinamerika verwurzelte Konzepte entwickelt werden. Damit sind solche Konzepte gemeint, die die einheimische sozialräumliche Stadtrealität wie auch die eigene soziologische Tradition kritisch einbeziehen.

Wenn Fraya Frehse vor dem Hintergrund ihrer alltagssoziologisch und raumtheoretisch angeleiteten For-

schung über die derzeitige Situation in Brasilien nachdenkt, sorgt sie sich: Die Inflation steige und die Qualität der städtischen Infrastruktur nehme in wachsendem Maße ab, Stadtpolitik sei mittlerweile fast exklusiv Wahlkampfpolitik. Der Alltag der Menschen werde in den Städten somit immer schwieriger. Gleichzeitig ist diese Entwicklung für sie interessant, da auf den ersten Blick unvorhergesehene Widersprüche des gegenwärtigen städtischen Phänomens in den brasilianischen Megastädten zum Vorschein kämen. Für ihre Feldforschung verbringt die Soziologin zwei Nachmittage in der Woche auf den Straßen und Plätzen der Altstadt São Paulos. Etwa auf der Praça da Sé, dem topographisch zentralsten Platz der Stadt. In diesen öffentlichen Räumen führt sie sogenannte teilnehmende Beobachtungen durch und interviewt Menschen, die sich dort tagtäglich aufhalten. Die Gründe für deren Aufenthalt auf der Straße reichten von der Marginalisierung am formalen Arbeitsmarkt über schwache Bindungen an Institutionen wie Schule und Nachbarschaft bis hin zum Zerfall der Familienstrukturen: „Die Straßen sind ein wahres Forschungslabor, um die historischen Widersprüche des modernen Urbanisierungsprozesses zu erfassen“, sagt Fraya Frehse.

Trotz Armut und Schwierigkeiten: Die Menschen schaffen sich im Alltag ihre Nischen

Die Beobachtungen und Befragungen liefern der Wissenschaftlerin Ergebnisse über die Nutzung der Straßen, auf denen sich, anders als in Europa, die vielfältige sozial und wirtschaftliche Lebhaftigkeit der sogenannten „Nicht-Passanten“ öffentlich zeige. „Es ist soziologisch faszinierend, sich konzeptionell mit der breitgefächerten und – im humanen Sinne – innovativen Art auseinander zu setzen, wie diese Bevölkerung es schafft, trotz Armut und Schwierigkeiten im Alltag Nischen zu entdecken, um nicht nur wirtschaftlich, sondern auch soziokulturell weiterzuleben“, erklärt Frehse.

Dabei stoße sie häufig auf Interaktionsregeln, die vorherrschende soziologische Konzepte infrage stellen. Beispielsweise im Verhältnis zwischen Straßenverkäufern und der Polizei. Konzepte wie „Widerstand“ und „Anonymität“ erklärten eben nicht, wie und ob auf der Straße eine starke polizeiliche Unterdrückung stattfinden könne. Frehse erklärt Widersprüche wie diesen durch eine besondere Art der gegenseitigen „stillschweigenden Solidarität“. „Im alltäglichen Tag-ein-Tag-aus haben beide Seiten dort sehr wohl gelernt, inmitten der Flüchtigkeit des Straßenlebens persönlich – im anthropologisch tiefgründigen Sinne dieses Wortes – miteinander umzugehen.“ Dennoch bestehen für Frehse, wie auch für die von ihr erforschten „Nicht-Passanten“, keine Zweifel, dass während der Weltmeis-



Fußgängervielfalt auf dem zentralen Platz São Paulos, Praça da Sé.



Ein Paradebeispiel für brasilianische Graffiti sind die Arbeiten *Osgemeos'* (portugiesisch für „Zwillinge“). Hinter dem Namen verbergen sich die Künstler und Zwillingbrüder Otavio and Gustavo Pandolfo, die auch schon in Berlin Kreuzberg mit diesem Graffiti eine Häuserwand in der Oppelner Straße verschönerten.



Einige „Nicht-Passanten“, die auf der Praça da Sé verweilen.

terschaft der polizeiliche Druck auf den Straßen und Plätzen zunehmen werde.

Bereits seit über zehn Jahren beschäftigt sich Fraya Frehse mit der Anthropologie und Soziologie sowie ihren Schnittstellen zur Geschichte. Einen besonderen Schwerpunkt bildet dabei die Stadtforschung. Im Rahmen ihrer Forschung setzt sich die Soziologie-Professorin auch mit Presse- und Reiseberichten über Städte, Straßenfotografien sowie Straßenkunst auseinander. Für Letzteres ist São Paulo weltberühmt, insbesondere für seine Graffitis, und die „pichação“, also schriftliche Kennzeichen, mit denen Gangs in einer oft nur für Eingeweihte zu entziffernden, eckigen Schriftart ihr Revier markieren und miteinander kommunizieren. „Es handelt sich um absolut kreative Ausdrucksformen eines Alltags, in dem nicht viel zum Flanieren einlädt“, erklärt Fraya Frehse.

Eine Besonderheit der Graffitis in Brasilien sei die ikonographische Vermenschlichung der Motive, die die Soziologin als mitverantwortlich ansieht für deren internationalen Erfolg. Ein Paradebeispiel seien etwa die Arbeiten von „Osgemeos“, den „Zwillingen“. Die beiden Brüder und Künstler konnten ihre Arbeiten schon in der Londoner Tate Gallery präsentieren, in Berlin zierte eines ihrer Werke ein Haus in Kreuzberg. Die Vielfalt der ikonographischen Graffitis sei untrennbar mit der Bedeutung von Bildern in Brasilien verbunden, sagt Fraya Frehse: „Die brasilianische Gesellschaft ist sehr visuell, und dies sicher nicht nur wegen des weit verbreiteten Analphabetismus“. In Deutschland sei die Straßenkunst dagegen eher verschriftlicht, wobei in den vergangenen Jahren eine starke Beeinflussung durch brasilianische Künstler erkennbar sei.

Zurzeit ist Fraya Frehse besonders wegen der öffentlichen Stadtpolitik in Brasiliens Großstädten besorgt. „Sie wird immer kurzfristiger.“ Das führe dazu, dass sehr wenig Geld in die mittel- oder gar langfristige Infrastrukturplanung fließe. Hinzu kämen die Milliarden-Ausgaben für die Weltmeisterschaft, die sich fast ausschließlich auf den Bau teurer Stadien beschränkten.

All dies belaste nicht nur die ärmere Bevölkerung, deren Wohnmöglichkeiten in der Umgebung der Stadien Immobilienprojekten weichen müssten, sondern auch die Mittelschicht. „Das ist ein Grund dafür, warum die Straßenproteste Juni 2013 die ersten wirklichen Massenproteste seit mehr als 20 Jahren waren“, sagt die Soziologin.

Viele Brasilianer seien zwar Opfer der Vorbereitungen auf die Weltmeisterschaft, doch ertrügen sie ihre Situation durch ihren unerschütterlich scheinenden Galgenhumor. Ein vielgeäußerter Satz in Brasilien ist zurzeit: „Stell Dir all dies inmitten der WM vor.“ Fraya Frehse wird dann in Berlin sein und die brasilianische Stadtlandschaft aus der Ferne beobachten.

Prof. Dr. Fraya Frehse



Fraya Frehse ist seit 2006 Professorin für Soziologie an der Universität São Paulo. Dort studierte sie Soziologie, Anthropologie und Politikwissenschaft. Nach einem Master in Sozialanthropologie und einen Gaststudienaufenthalt an der Universität Oxford promovierte sie 2005 am gleichen Fachbereich ihrer Heimatuniversität. 2010 forschte sie als

Stipendiatin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin. Im Sommersemester 2014 lehrt sie als „Sérgio Buarque de Holanda“-Gastprofessorin an der Freien Universität. Die Professur wurde benannt nach einem berühmten brasilianischen Schriftsteller und Historiker.



Ihr Tipp: „Da, wie man es in Brasilien zu sagen pflegt, *Fußball ein Wunderkästchen* ist, und ich Brasilien liebe, hoffe ich innigst, dass Brasilien Weltmeister wird.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut,
Forschungszentrum Brasilien
E-Mail: fraya@usp.br





Läster Ausweg

Sie pöbeln, sie lästern, sie rempeln: In Rollenspielen, entwickelt von Forschern an der Freien Universität, lernen Jugendliche, welche seelischen Wunden Mobbing reißen kann – und wie es sich wirksam bekämpfen lässt.





VON FLORIAN MICHAELIS

Was tun gegen Gewalt auf dem Schulhof, Lästereien im Internet, seelische Grausamkeit im Klassenraum? Psychologen der Freien Universität haben Trainingseinheiten, Rollenspiele und Techniken entwickelt, mit denen Jugendliche sich dauerhaft sensibilisieren und wappnen lassen für den Kampf gegen Mobbing: Bei den „Fairplayer“-Präventionsprogrammen lernen Lehrer, Sozialarbeiter und Sporttrainer von Experten, welche Maßnahmen sie im Alltag anwenden können.

Ja, Sie haben schon viel gelesen über Gewalt an Schulen, über pöbelnde Jugendliche, über Mobbing und Cyberbullying, über den alltäglichen Wahnsinn in Online-Foren, auf Schulhöfen, in Freizeittreffs. Sie glauben, dass es schlimm steht um die Jugend, denn sie wissen, dass Klassenkameraden einander im Netz und auf der Straße als „Schwuchteln“ und „Schlampen“ bezeichnen, dass Jungen und Mädchen ausgegrenzt werden, weil sie stiller, kleiner, schwächer sind.

Sie wissen aber auch, dass Ihre Tochter bei den Projekttagen „Keine Chance der Gewalt“ mitgemacht hat. Die Klasse Ihres Sohnes hat einen Ausflug in ein Yoga-Zentrum unternommen, das Gruppengefühl sollte gestärkt werden, das Einfühlungsvermögen in den jeweils anderen. Und viele Schulen haben Notfall-Pläne entwickelt, falls es doch mal einen Amoklauf geben sollte. Es wird also etwas getan; schließlich hat jeder Lehrer, Sozialpädagoge, jede Mutter, jeder Vater das Gefühl: So geht es nicht weiter mit der Gewalt an den Schulen.

Das Problem: Viele Maßnahmen sind gut gemeint. Ob sie auch gut sind und etwas bewirken, ist jedoch nur bei wenigen erwiesen. Dabei gibt es Wege, Jugendliche zu wappnen für den Kampf gegen Mobbing; Maßnahmen, um ihr Selbstbewusstsein und ihre Sozialkompetenz zu stärken. Allerdings funktioniert das nicht von jetzt auf gleich. „Wir brauchen ein strukturiertes, wissenschaftlich fundiertes und vor allem evaluiertes Verfahren, keine Sofortmaßnahmen, die im schlimmsten Fall Prävention nur vortäuschen“, sagt Herbert Scheithauer, Professor am Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie der Freien Universität. Er hält auch nichts davon, über den angeblich so gewalttätigen Nachwuchs zu lamentieren: „Die meisten Jugendlichen gehen vernünftig miteinander um, sie sind toll“, davon ist er überzeugt.

Scheithauer und sein Team haben deshalb zwei Programme entwickelt: Der „Fairplayer.Manual“ setzt bei den Schulen an, „Fairplayer.Sport“ bei Sportvereinen. Spielerisch lernen die Teilnehmer, wie sie Mobbing erkennen. Und was sie dagegen tun können: „Jugendliche sollen dazu ermutigt werden, hinzusehen, einzugrei-

fen, Schwächere zu stärken, Gewalt und Bewaffnung zu ächten.“ Dafür wirbt der Verein Fairplayer e. V. seit zehn Jahren mit Erfolg. So läuft etwa „Fairplayer.Manual“ seit 2011 bundesweit. Lehrer und Sozialarbeiter lernen hier, wie sie ihre Schüler stärken und zugleich sensibilisieren. Erst vor wenigen Wochen gab die Deutsche-Bahn-Stiftung die Zusage für die Finanzierung und bezahlt jetzt unter anderem 100 Berliner Lehrern und Schulsozialarbeitern die viertägige Fortbildung.

„Der Bedarf ist unglaublich groß“, sagt jemand, der es wissen muss: Stephan Warncke, Projektkoordinator von „Fairplayer.Manual“. Monat für Monat wenden sich Lehrer, Schulleiter, Politiker und Behördenvertreter an ihn und seine Kollegen, weil sie sich informieren wollen über Mobbing und Gewaltprävention. Wenn es gut läuft mit der Fortbildung, gibt anschließend ausreichend Raum und Zeit im Schulalltag, damit Lehrer und Sozialpädagogen das Programm auch umsetzen können. „Im Idealfall arbeitet ein Lehrer über mehrere Wochen mindestens 15 Schul-Doppelstunden mit den Jugendlichen, um die elf Schritte des Programms zu durchlaufen“, sagt Warncke.

Der Klassenraum wird zur Bühne

Ein Rollenspiel, das Lehrer dann mit ihren Schülern inszenieren, hat das Fairplayer-Team selbst mehrfach erprobt, zum Beispiel an einem Schulzentrum in Bremen. Der Klassenraum wird dabei zur Probehühne für den Ernstfall, die Stühle sind an die Wände geschoben, auf dreien sitzen zwei Jungen und ein Mädchen – sie warten an der Haltestelle auf den Bus, so das Szenario. Da kommen breitbeinig drei Mädchen herangeschlurft, enge Jeans, gestreifte Pullover, Turnschuhe an den Füßen. Sie gestikulieren, pöbeln die Wartenden an: „Geht mal runter da!“ „Mann, verpisst euch, das ist unser Platz!“ Es dauert nicht lang, da eskaliert die Situation, weitere Schüler kommen dazu, einige pöbeln mit, andere wollen helfen; es wird gerempelt, an Armen gezerrt, geschrien. Ein paar Jugendliche bleiben auf Abstand, tuscheln, gucken ängstlich.

Es geht darum, dass jeder die jeweils andere Perspektive kennenlernt: nicht nur die des Täters und des Opfers, sondern auch die des Mitläufers, des Wegschauers – und die des Helfers. „Die Schüler lernen nicht durch reine Theorie, sondern über das Handeln“, sagt Entwicklungspsychologin Scheithauer. Hinterher bespricht die Klasse die Situation, manchmal schaut sie sich das Rollenspiel noch einmal auf Video an. An welchem Punkt hätte wer eingreifen können? Wie hat es sich angefühlt? Vor allem dieser Punkt, die eigenen Gefühle in Worte zu fassen, fällt manch einem Jugendlichen in der Pubertät nicht gerade leicht. Zum „Fairplayer.Manual“ gehören deswegen auch Karten, rote,

Das „Fairplayer.Manual“ konzentriert sich nicht nur auf Problemschulen, denn Mobbing tritt in jeder Schule und jeder Klasse auf.

gelbe und grüne. Die Schüler halten sie hoch, wenn sie sprechen – oder eine Situation anhalten möchten – eine Art Emotionsampel. Michelle, 13, aus Bremen sagt, sie könne sich jetzt besser in ihre Klassenkameraden hineinversetzen: „Bei manchen merkt man schon, dass es ihnen nicht so gut geht.“ Künftig wolle sie das nicht mehr ignorieren. Eine Lehrerin erzählt, die Außenseiter in ihrer Klasse seien jetzt zu Helfern geworden, „und auch die, die früher eher überhört wurden, haben jetzt den Raum, sich zu äußern“.

Hinsehen, aufmerksam sein, sich einfühlen – um diese grundlegenden Fertigkeiten geht es. „Es darf nicht sein, dass Schüler sich jahrelang als Opfer erleben und niemand etwas tut“, sagt Scheithauer, der auch zu Amokläufen an Schulen forscht. Er ist davon überzeugt, dass bei vielen Jugendlichen soziale Stärken manchmal einfach wachgekitzelt, dann aber auf Dauer gestärkt werden müssen. Denn, so Scheithauer, bei Mobbing handelt es sich nicht um einen Konflikt, sondern um ein Gruppenphänomen – ein einzelnes Schlichtungsgespräch oder ein Projekttag helfen da vielleicht für den Moment, aber nicht nachhaltig.

„Fairplayer.Manual“ konzentriert sich ganz bewusst nicht ausschließlich auf sogenannte Problemschulen, denn Mobbing erleben viele Schüler. Je nach Studie und Umfrage reichen die Zahlen von jedem zehnten Jugendlichen bis hin zu jedem dritten, der betroffen ist oder es zumindest miterlebt. Und längst beschränkt sich das Lästern und Niedermachen nicht nur auf den Vormittag, den Schulhof oder den Sportplatz – über Smartphones, Computer und Tablets verfolgen Schmähungen einen Schüler auch in der Freizeit. Die Wissenschaft nennt es Cyberbullying und definiert es als „einen aggressiven, intendierten Akt einer Gruppe oder eines Einzelnen, bei dem in elektronischer Form ein Opfer kontaktiert wird, mehrfach und immer wieder, das sich nicht oder nur schwer selbst verteidigen kann“, wie es etwa eine Gruppe Wissenschaftler im „Journal of Child Psychology and Psychiatry“ formuliert hat.

Im öffentlichen Bewusstsein kam das Problem spätestens an, als vor wenigen Jahren eine Plattform Schlagzeilen machte, auf der Schüler anonym übereinander lästern konnten. Ohne jede Kontrolle ließ sich dort jede noch so gemeine Verleumdung via Internet posten. Einzelne Schulen konnte man darauf gezielt auswählen, sodass die Lästereien ihren Adressaten auch wirklich erreichten. Wer sich dort durch die Foren klickte, zweifelte tatsächlich schnell am Seelenzustand der Jugend.

Andererseits formierte sich unter Schülern schnell Widerstand, ganze Klassen vereinbarten: Wir werden diese Plattform nicht mehr nutzen. Und schließlich sperrten große Suchmaschinen die Seite. Viele Jugendliche wissen nämlich sehr genau, was moralisch vertretbar ist und was nicht. Doch „Wissen darüber, was andere

Univ.-Prof. Dr. Herbert Scheithauer



Herbert Scheithauer ist seit April 2010 Professor für Entwicklungs- und Klinische Psychologie an der Freien Universität Berlin und leitet dort den Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de). Durch seine Arbeit und Forschung – angefangen vom Kindergartenalter (www.papilio.de),

über außerschulische Projekte bis hin zu schulischen Projekten (www.fairplayer.de und www.netwass-projekt.de sowie www.medienhelden-projekt.de) – kennt er sich mit dem Thema Gewaltprävention in vielen Altersgruppen und sozialen Kontexten aus. Er ist unter anderem seit 2006 Vorstand im Verein Fairplayer e. V.



Als Fan des SV Werder Bremen ist sein **Wunsch für den Ausgang der Weltmeisterschaft:** „Natürlich muss die Mannschaft mit dem größten Fairplay-Faktor gewinnen – ist doch klar!“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, AB Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de)
E-Mail: herbert.scheithauer@fu-berlin.de





13 Berliner Jugendmannschaften hatten an der Pilot-Evaluation von „Fairplayer.Sport“ teilgenommen. Mit Erfolg: Aggressives Verhalten konnte reduziert werden.

denken und fühlen, Wissen über richtiges Handeln und moralische Urteilsfähigkeit allein reichen nicht aus“, so formulieren es Scheithauer und seine Kollegen. Es geht, wie so oft im Leben, ums Einüben, Trainieren, Erleben.

Hier setzt auch das Programm „Fairplayer.Sport“ an, entwickelt von Sportwissenschaftlern und Entwicklungspsychologen. Markus Hess koordiniert es, für ihn verbinden sich dabei privates und berufliches Interesse: Denn seit seiner Jugend hat er selbst einen Tennis-Trainerschein und engagiert sich in Vereinen; jetzt kümmert sich der promovierte Psychologe darum, dass Jugendtrainer die „Fairplayer“-Methoden lernen und dann in ihre Arbeit einbauen. Allerdings nicht beim Tennis, sondern vor allem beim Fußball, dem Breitensport in Deutschland mit der größten Verbreitung.

„Viele Vereine sind sehr aufgeschlossen und sehen in der Förderung von Fairplay gerade in der Jugendarbeit prinzipiell eine wichtige Aufgabe“, sagt Hess. Doch im Unterschied zu den Programmen an Schulen hat er mit einer weiteren Hürde zu tun: Beim Fußball geht es ums Gewinnen, beim Training steht oft der Wettbewerb im Mittelpunkt. „Manch ein Trainer sieht sich als harten Hund“, sagt Hess, „Disziplin und Leistung stehen im Vordergrund, Teamgeist und Fairplay gehen da

dann manchmal etwas unter.“ Da ist Überzeugungskraft gefragt, damit es im Training nicht nur darum geht, wer am schönsten mit dem Ball zaubert, am längsten durchhält oder am schnellsten sprintet.

Augen zu – und fallenlassen

Die Jugendlichen sollen einander vertrauen lernen; so gehört zum „Fairplayer“-Training die Übung, sich mit geschlossenen Augen fallen und von einem Mitspieler auffangen zu lassen. Lektion gelernt: „Vertrauen in der Mannschaft ist das Wichtigste“, sagt zum Beispiel Florian, 12, von „Stern Marienfelde“.

Dazu kommen auch hier Rollenspiele. Das Prinzip ist das gleiche wie bei den Übungen in der Schule: Fast das gesamte Team schreit „Buuuh!“, während ein Mitspieler trainiert, und lernt so die Täterrolle kennen. „Ich fand es schwierig, jemanden aus der eigenen Mannschaft auszubuhnen“, sagt einer. Ein anderer hält es kaum aus, schon des Lärms wegen. „Jeder im Team muss akzeptiert werden“, sagt Hess, „jeder hat eigene Stärken“.

Das Programm selbst hat mit dem Konzept bereits gewonnen: Unter anderem wurden die Macher mit dem Fair-Play-Preis des Deutschen Sports in einer Sonder-

Soziale Kompetenzen spielerisch fördern: Mit dem Programm „Fairplayer.Sport“ zeigten Schüler des Rütli-Campus', die am Projekt *Fußball trifft Kultur* des Vereins „PLAY!YA e. V.“ teilnehmen, im Innenhof des Bundesinnenministeriums in Berlin, wie ein gerechter und anständiger Umgang miteinander aussieht.



David Bedürftig

Dipl.-Psych. Dipl.-Kfm. Stephan Warncke



Stephan Warncke ist seit über sieben Jahren in der Arbeitsgruppe von Professor Scheithauer tätig und koordiniert seit 2011 die bundesweite Implementierung des Präventionsprogramms Fairplayer.Manual, finanziell gefördert von der Deutschen Bahn Stiftung (bis 2013 von der Deutschen Bahn AG). Der Psychologe und Betriebswirt war an der Entwicklung des Programms Fairplayer.Sport beteiligt und entwickelt mit seinem Team das Programm Fairplayer.Manual kontinuierlich weiter. Seine wissenschaftlichen Interessen: Untersuchung des Phänomens Mobbing in der Schule und die Erforschung von Faktoren, die mit dem Umsetzungserfolg von Präventionsprogrammen in Zusammenhang stehen.



Sein Tipp für die WM: „Spanien wird Weltmeister.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, AB Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de)
E-Mail: stephan.warncke@fu-berlin.de

Dr. Markus Hess



Markus Hess forscht seit 2005 an der Freien Universität zu Fragen kindlicher und jugendlicher Sozialisation – vor allem zur Entwicklung und Förderung sozialer und emotionaler Kompetenzen in unterschiedlichen Altersphasen und sozialen Kontexten. Er beschäftigte sich dabei unter anderem mit der familialen Entwicklung von Geschlechterrollen im Jugendalter; er entwickelte und evaluierte das Gewaltpräventionsprogramm Fairplayer.Sport für Kinder- und Jugendfußball. Seit 2003 lehrt er zu Themen der Entwicklungswissenschaft wie „Soziale Partizipation in Bildungskontexten“ oder „Förderung sozialer, emotionaler und moralischer Kompetenzen“.



Markus Hess sieht die Heimmannschaft Brasilien als „langweiligen aber unvermeidlichen Favoriten“ für die WM.

Kontakt

Freie Universität Berlin, AB Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de)
E-Mail: mhess@zedat.fu-berlin.de

kategorie ausgezeichnet. „Jetzt muss es weiter verbreitet werden“, sagt Scheithauer, „wir wollen möglichst viele Vereine einbeziehen“. Allerdings, so erzählt es Hess, ist das manchmal nicht ganz einfach. „Bei einer Schule finden sich die verantwortlichen Ansprechpartner relativ schnell“, sagt er. Bei Vereinen mischen zum Teil mehr Funktionäre mit, die alle gefragt werden wollen und deren Unterstützung wichtig ist: in Verbänden, Behörden, den Mitgliedsgruppen. „Da brauchen Sie schon etwas Ausdauer“, sagt Hess.

Auch Scheithauer würde gerne einige „Implementierungsbarrieren“ abbauen, wie er es nennt. Er und sein Team kämpfen mit einem Problem, das viele Sozialwissenschaftler kennen – dem gefühlten Wissen von Nicht-Experten. So sei manch ein Schulleiter oder Trainer überzeugt, es gehöre dazu, wenn Jugendliche miteinander raufen und sich beleidigten, und übersehe schnell den Ernst der Lage. „Bei Gewaltprävention denkt fast jeder, er könne mitreden“, sagt Scheithauer.

Natürlich sei es schön, dass sich viele Menschen für das Thema interessierten und sich engagierten, „doch viele Projekte wurden nie evaluiert“. So stoßen die „Fairplayer“-Macher ab und zu auf Ablehnung, weil es an einer Schule oder in einem Verein heißt: Wir tun doch längst etwas. Aber es hilft eben nicht unbedingt, bei einem Projekttag Plakate zu malen.

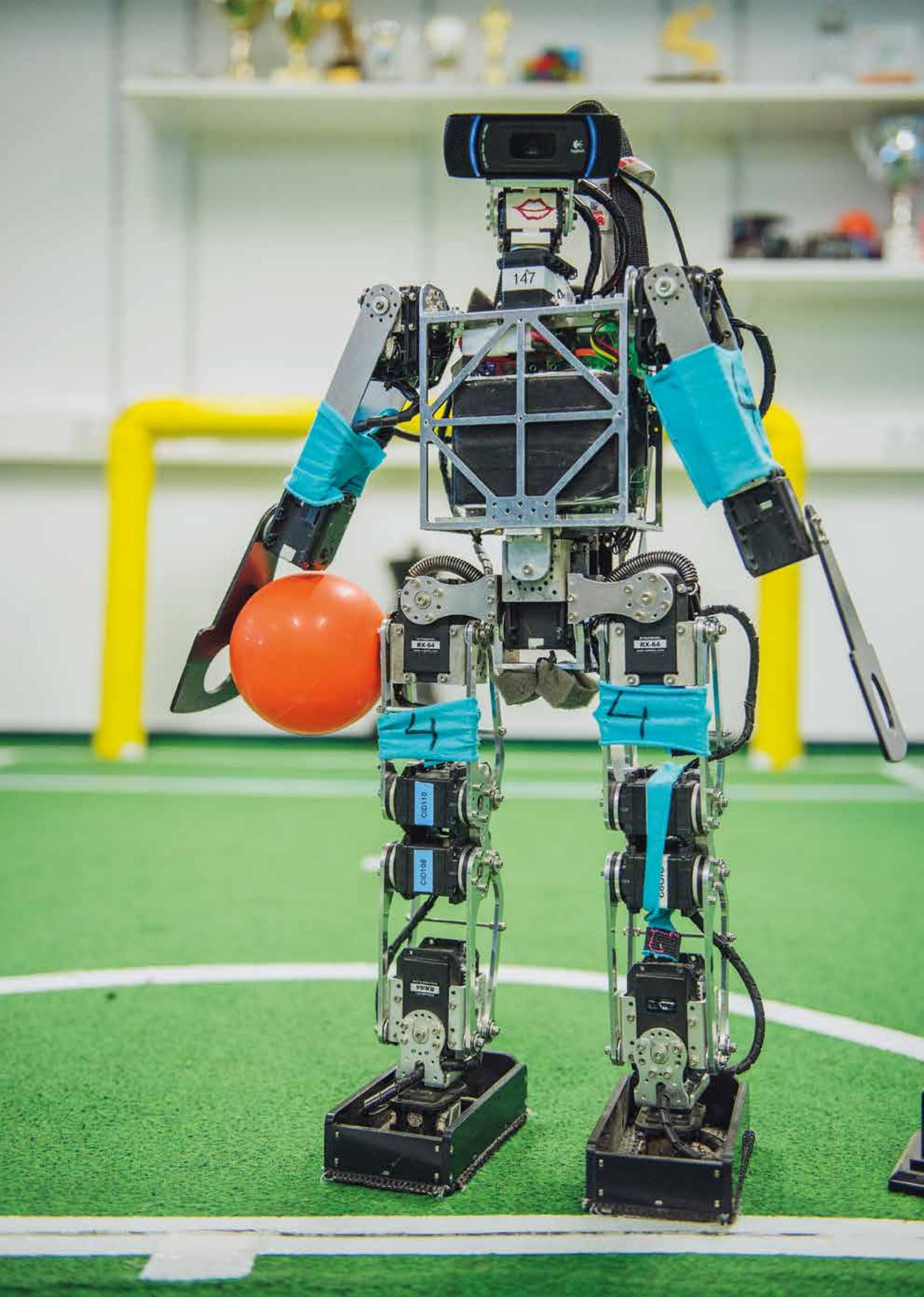
Soziale Kompetenzen verbessern sich

Scheithauer und seine Kollegen haben deswegen jede Maßnahme, jedes Instrument ihres Programms umfassend getestet, in verschiedenen Studien. So gab es bei „Fairplayer.Sport“ erst eine Pilotstudie, an der drei Berliner Fußballvereine teilnahmen, später dann eine Vergleichsstudie mit 13 Vereinen: sechs setzten das Programm ein, sieben nicht. Jugendliche und Trainer bekamen Fragebögen, es gab Supervisionssitzungen, Wissenschaftler beobachteten das Verhalten beim Training. Die Ergebnisse sind eindeutig: „Die sozialen Kompetenzen haben sich verbessert“, sagt Scheithauer. „Fairplayer.Manual“ haben die Wissenschaftler noch häufiger evaluiert, ebenfalls mit vielfältigen Methoden. In Befragungen gaben Lehrer und Schüler beispielsweise an, das Klassenklima habe sich deutlich verbessert und vor allem: Mobbing sei deutlich zurückgegangen, es habe weniger Täter und Opfer gegeben. Es zeigte sich, dass Schüler auch Monate später sich selbst für fähiger hielten, Konflikte gewaltfrei zu lösen.

Bewegender aber, so erzählen es sowohl Scheithauer als auch Hess und Warncke, ist es für sie, wenn ein Jugendlicher berichtet, wie das Programm seinen Alltag verändert hat. Einer sagte neulich, er würde „Fairplayer“ immer empfehlen, „weil dann alle Freunde finden und keiner gemobbt wird“.

„Wir spielen in einer ganz anderen Liga“

Der Stürmer-Star der FUmanoids träumt schon vom nächsten Weltcup





INTERVIEW MIT ADA FUMANOID

Sie sind die legitimen Erben der legendären FU-Fighters: Die humanoiden Fußball-Roboter vom Team FUMANoids. Doch während die FU-Fighters schon mal den WM-Titel im Roboter-Fußball nach Dahlem holen konnten, werden die FUMANoids an der Robocup-WM in Brasilien in diesem Jahr nicht teilnehmen. Über Gründe, Trainingsform und die WM-Aussichten ihrer menschlichen Kollegen in der DFB-Auswahl sprach *fundiert* mit dem Star des Teams, Ada.

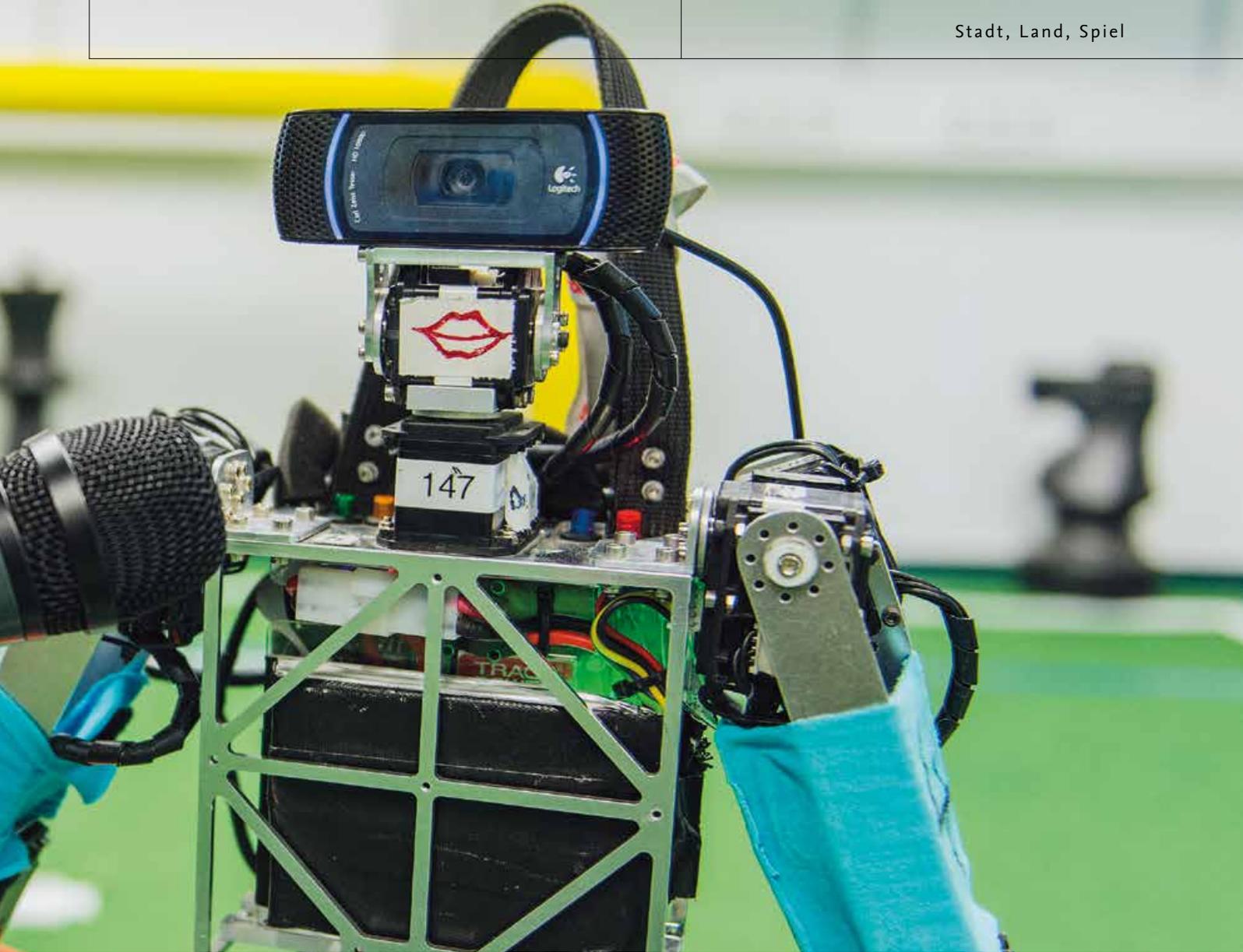
Fundiert: Ada, wir haben Sie gerade beim Abschluss-Training beobachtet. Fühlen sie sich fit für den bevorstehenden RoboCup German Open 2014?

Ada: Ich würde sagen, unsere Mannschaft ist runderneuert worden. Ich habe zum Beispiel einen neues Stamm-

hirn, das mir eine bessere Körperkoordination und eine schnellere Ballreaktion auf dem Feld ermöglicht. Auch unsere Farbwahrnehmung hat sich verbessert – wir werden den Ball und unsere Umgebung jetzt besser erfassen können. Und: Wir sind auf dem besten Wege, dass wir auch selbst dazulernen können. Ein bisschen mehr Emanzipation vom Trainer, das ist da unser Ziel.

Fundiert: Sie gelten eigentlich als sehr beherrschter Spieler. Beim letzten RoboCup Spiel gegen die CIT Brains haben Sie jedoch plötzlich Spieler der gegnerischen Mannschaft attackiert. Was war da los?

Ada: An dem Tag lief es gar nicht gut für uns. Zuerst hatten wir Hardware-Schäden, ein Motor von Alan hat sich verabschiedet. Das war wirklich grausam! Und dann haben sich auch noch die Lichtverhältnisse in der Halle geändert. Mit dem Ergebnis, dass meine Farberkennung nicht mehr zwischen dem orangefarbenen Ball und



den magentafarbenen Trikots der Gegner unterscheiden konnte. Ich habe also den Gegner mit dem Ball verwechselt und versucht, sie gemäß meiner Programmierung ins Tor zu dreschen.

Fundiert: Die letzte WM-Teilnahme ist schon drei Jahre her. Schmerzt es sie, dass sie auch dieses Jahr zu Hause bleiben müssen?

Ada: Das stimmt nicht ganz, wir waren seit 2007 bei jeder WM dabei. Dass wir dieses Jahr nicht antreten können, sehen wir sportlich. Unsere Zeit kommt wieder.

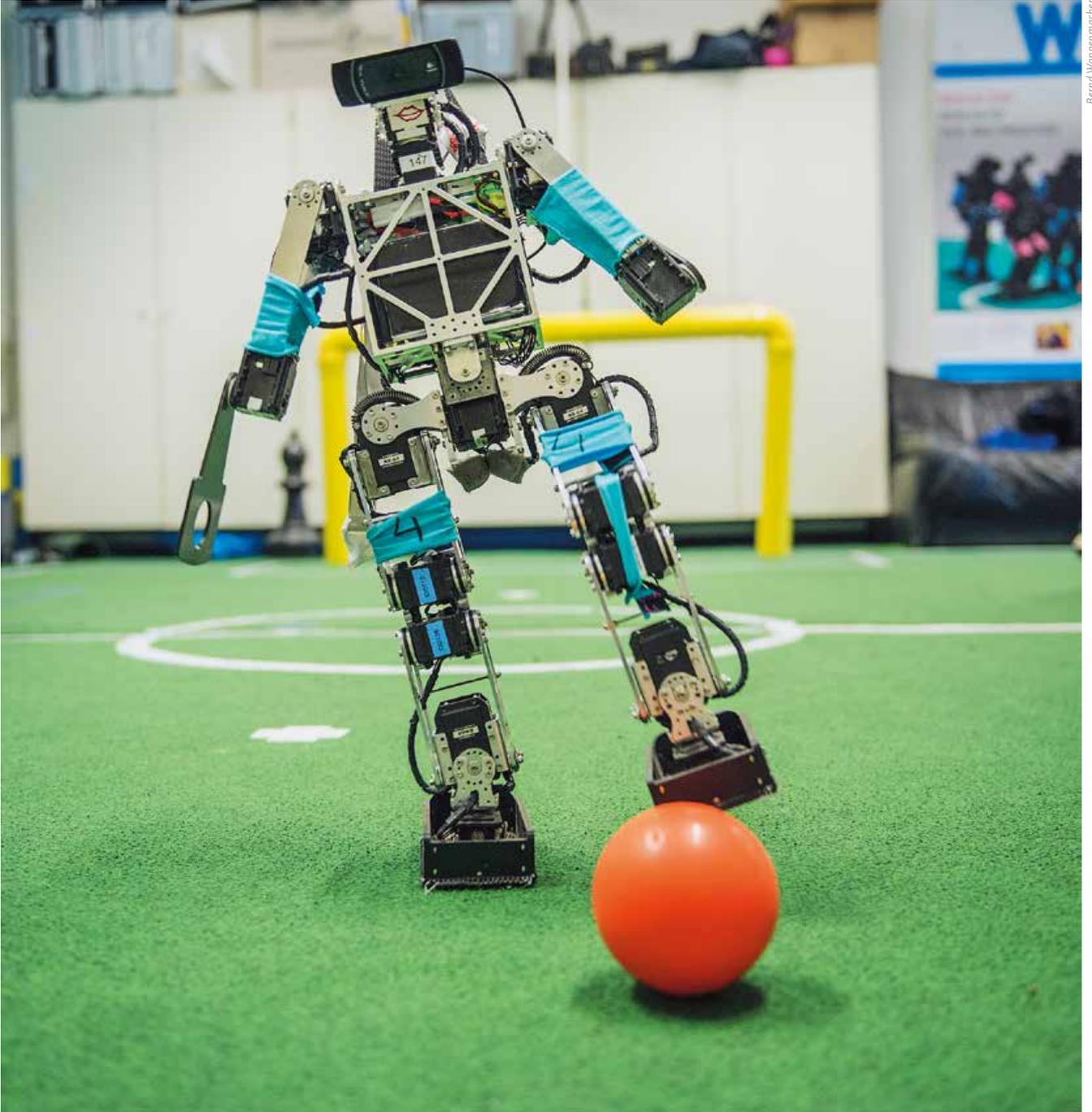
Fundiert: Wer ist beim RoboCup 2014 in Brasilien ihr Favorit?

Ada: Vielleicht das Team aus dem Iran? Die AUTman der Amirkabir University of Technology (AUT) können

wirklich richtig gut auf zwei Beinen gehen. Ihr Antrieb, ihre Motorik, das war alles sehr sehenswert. Auch das Lokalisieren des Balles – das hat uns Spieler, aber auch unsere Trainer schon sehr beeindruckt. Die sind technisch sehr gut.

Fundiert: Ihr Vorgängerteam, die FU-Fighters, wurden nach einer kurzen und steilen Karriere in den Ruhestand geschickt. Macht ihnen diese Aussicht Sorgen?

Ada: Überhaupt nicht. Warum auch? Die FU-Fighters sind legendär, auch weil sie Weltmeister geworden sind. Aber das kann man mit unserem Team FUmanoids nicht vergleichen. Die FU-Fighters sind auf Rädern gefahren, wir laufen auf zwei Beinen und besitzen nur Sensoren, die denen von Menschen nachempfunden sind. Wir spielen dadurch in einer ganz anderen Liga! Außerdem stimmt es nicht, dass die FU-Fighters



Roboterfußball ist Männersport? Von wegen: Adas Namensgeberin ist die Informatik-Pionierin Ada Lovelace.

einfach so in den Ruhezustand gegangen sind. In unseren Schaltkreisen und unserer Programmierung steckt ihr Wissen. In gewissem Sinne sind Roboter-Fußballer wirklich unsterblich.

Fundiert: Über ihr Team ist in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden. Interviews sind jedoch selten, genauso wie Skandale um Spielerfrauen. Woran liegt das?

Ada: Diese Frage ist typisch Mensch. Für uns Roboter ist Fußball ein echter Teamsport. Star-Rummel oder so etwas ist uns völlig fremd. Genauso wie dieses Denken in sozial konstruierten Geschlechterrollen. Wir sind ein gemischtes Team, ich heiße Ada nach Ada Lovelace, der britischen Informatik-Pionierin des 19. Jahrhunderts. Wenn sie so wollen, bin ich selber Spielerfrau.

Fundiert: Gibt es damit keine Probleme im Team?

Ada: Wie schon gesagt: Roboter sind Teampayer. Wir haben eine lange Tradition erfolgreicher Stürmerinnen. Ich denke da nur an die Roboter Anna, Lea, Grace oder Eve, die für uns als FUmanoids sehr prägend waren. Auch wenn ihre aktive Zeit teilweise schon etwas zurückliegt.

Fundiert: Erst letztes Jahr hat ihr Trainer beim 17th RoboCup Symposium den FUmanoids Code 2012 veröffentlicht. Ist das nicht so, als würde Jogi Löw kurz vor der WM seine Strategie bei facebook posten?

Ada: Nein. Denn das Ziel aller RoboCup-Teams ist es ja, bis 2050 in der Lage zu sein, die dann amtierenden FIFA-Weltmeister mit einem Team aus humanoiden Robotern zu schlagen. An diesem Ziel arbeiten wir alle und ziehen an einem Strang, über Länder, Teams und Unigrenzen hinweg.

Fundiert: Ihr Trainer ist ein Mensch, kein Roboter. Ist es ein Vor- oder Nachteil, wenn der Trainer selbst keine Ahnung hat, wie es so ist, als Roboter im Fußballbetrieb?

Ada: Das würde ich so nicht gelten lassen. Unsere Trainer sind da sehr empathisch. Wenn ich einen Getriebeschaden erleide oder hinfalle, dann leiden wirklich alle mit.

Fundiert: Jogi Löw gilt manchen ja als der Bundestrainer, der nie den WM-Titel holen wird. Haben Sie einen Tipp für ihre menschlichen Kollegen, damit es dieses Mal vielleicht doch klappt?

Ada: Brasilien ist ein warmes Land, und die Hitze könnte ein Problem werden. Uns hilft da im Notfall Kältespray oder gute Lüfter gegen die Überhitzung. Einen Ratschlag kann ich noch geben, wenn die Kommunikation im Spiel nicht so klappt: Einfach den WLAN-Kanal ändern.

Das Interview mit Ada und Trainer Lutz Freitag führte Julia Rudorf

Trainiert die FUmanoids: Lutz Freitag

Bernd Wennermacher



Die FUmanoids

Seit 1999 trainieren an der Freien Universität Roboter Fußball. Die meisten der „Trainer“ sind Informatiker und Studierende, aber auch Elektrotechniker sind Teil des derzeit neunköpfigen Teams. Die Roboter im Team FUmanoids sind etwa 60 cm hoch, wiegen viereinhalb Kilogramm und laufen auf zwei Beinen. Es sind Roboter, die in der so genannten „Kid-Size“-Liga spielen. Im Moment gibt es im Team fünfzehn Spieler, die allesamt nach berühmten Informatikern benannt sind: Die Roboter Konrad (Zuse), Grace (Hopper), Alan (Turing), Ada (Lovelace) und John (von Neumann). Der sechste, ein geplanter Ersatzspieler, wartet derzeit noch auf seinen Kopf. Der angehende Informatiker Lutz Freitag ist seit vier Jahren dabei.



Sein Tipp für den Ausgang der FIFA WM: „Vielleicht Spanien? Die kommen mit der Wärme in Brasilien sicher gut klar ...“

Mehr zu den FUmanoids:

www.fumanoids.de

Zur Idee hinter dem Robocup:

www.robocup.org/about-robocup/objective/

Unwahrscheinlich erfolgreich

Fußballstatistik beschränkt sich längst nicht mehr auf Ballbesitz, Torschüsse, Elfmeter und zurückgelegte Distanzen. Wissenschaftler der Freien Universität können Sieg und Niederlagen dank Marktwerttabellen und Mannschaftsanalysen prognostizieren – und liegen dabei ziemlich oft richtig.







istockphoto.com, Szivesi, kassio

VON MATTHIAS THIELE

Es läuft die dritte Minute der Verlängerung. „Auf geht’s, Bayern, schießt ein Tor“, singen die Fans in der Südkurve. Den Distanzschuss von Toni Kroos blockt die Abwehr des FC Chelsea. Anatolij Tymoschtschuk kann den abgewehrten Ball vor dem heraneilenden Didier Drogba nach außen zu Contento spielen. Der verzögert, spielt dann kurz auf Franck Ribéry, der in der Strafraumecke mit dem Rücken zum Tor steht, sich dreht und nach innen zieht. Stürmer Drogba hilft in der Abwehr aus, versucht dem Franzosen den Ball abzunehmen – doch er trifft ihn an der rechten Ferse. Elfmeter! Die Entscheidung?

„Jeder, der schon einmal Fußball gespielt hat, weiß, wie winzig klein das Tor vom Elfmeterpunkt aus aussieht“, sagt Professor Raúl Rojas, der am Institut für Informatik die Arbeitsgruppe Intelligente Systeme und Robotik leitet und sich intensiv mit der Mathematik des Fußballs beschäftigt hat. „Soziologen an der Universität Leipzig haben alle Elfmeter aus den Bundesligapartien zwischen 1992 und 2003 analysiert“, sagt Rojas: „Demnach werden nur 75,5 Prozent aller Strafstöße verwandelt,

19,6 Prozent werden gehalten, 2,6 Prozent gehen am Tor vorbei und 2,3 Prozent treffen das Aluminium.“ Daten aus der französischen und der italienischen Liga bestätigen diese Quoten in etwa.

Der Elfmeter ist wohl die spannendste und einfachste Entscheidung im Fußballspiel: Für einen kurzen Moment wird der Mannschaftssport zum Duell Schütze gegen Torwart. Der Torwart kann nur gewinnen, denn die Statistik spricht ohnehin gegen ihn. Aber wenn er den Ball hält, ist er der Held auf dem Platz.

Arjen Robben schnappt sich in der Münchner Arena den Ball. Von 2004 bis 2007 hat er 67-mal für Chelsea gespielt. Robben hat bislang zwölf Elfmeter für den FC Bayern München geschossen, elf verwandelt. Ausgerechnet in Dortmund, vier Wochen zuvor, verschießt er den vorentscheidenden Elfmeter im Kampf um die Meisterschaft. Die Borussia gewinnt, kann sich zwei Spieltage später die Meisterschaft sichern. Doch jetzt geht es um die Champions League 2012. Endspiel in München. Das „Finale dahoam“.

Es dauert fast zwei Minuten, bis der Schiedsrichter den Ball freigibt. Petr Cech, der Torwart des Londoner Clubs, hat die Arme weit ausgestreckt und steht still auf der Torlinie, wie die Spinne im Netz. Robben



Arjen Robben und seine Mitspieler sinken enttäuscht zu Boden:
Bastian Schweinsteiger,
Mittelfeldspieler des FC Bayern
München, verschießt 2012 im
Finale der Champions League in
München, dem „Finale Dahoam“, den
entscheidenden Elfmeter.

nimmt fast vier Meter Anlauf, schießt mit dem linken Fuß. Es dauert nur 0,3 Sekunden, bis der Ball die Torlinie zwischen Mitte und dem Pfosten links vom Torwart erreicht. Cech hält!

„Jeder Spieler hat seine *natürliche Seite*“, sagt Informatiker Rojas: „Robben ist Linksfuß, seine natürliche Seite ist also von ihm aus gesehen die rechte, untere Ecke.“ Robben hatte schon beim Spiel in Dortmund die vermeintlich sichere Seite gewählt und den Schuss ähnlich schlecht platziert wie nun beim großen Finale gegen Chelsea. „Eigentlich hat er damit die beste Variante gewählt“, sagt Rojas: „78,2 Prozent aller auf die natürliche Seite des Spielers geschossenen Bälle treffen das Tor.“

Aber Robbens Ball im „Finale dahoam“ ist einfach schwach geschossen. Mit Mathematik ist das allerdings nicht zu erklären, eher mit Psychologie und Soziologie. Bayern München genießt zwar im großen Finale den Heimvorteil: Die Spieler kennen die Kabinen, den Rasen; das Publikum steht mehrheitlich auf Seiten der Roten. „Doch dieser psychologische Vorteil kann sich bei einem Elfmeter in einen Nachteil verkehren. Der Druck auf einen einzelnen Spieler wächst enorm“, sagt Jürgen Gerhards, Professor für Soziologie an der

Freien Universität. So liegt die Trefferquote bei Elfmeter-Schützen der Heimmannschaft nur bei 73,6 Prozent, während Gast-Schützen in drei von vier Fällen das Tor treffen. Noch deutlicher ist der Unterschied bei der Quote der Fehlschüsse: Zuhause schießen Profis beim Strafstoß etwa um ein Drittel häufiger daneben als beim Auswärtsspiel. „Der Druck, dem ein Schütze von Seiten der Fans und der Mitspieler ausgesetzt ist, steigt im eigenen Stadion stark an“, sagt Gerhards: „Das kann die Konzentration beeinträchtigen und die Versagensangst schüren – offenbar war dies bei Robben im Spiel gegen Chelsea der Fall.“

Die Trefferquote sinkt mit der Dauer des Spiels

Das Beispiel Robben unterstreicht ein zweites statistisches Phänomen, das der in London lehrende Ökonom Ignacio Palacios-Huerta herausgearbeitet hat: Mit zunehmender Spieldauer sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Strafstoß zum Tor führt. Demnach fällt die Erfolgsquote von 83 Prozent in der ersten Halbzeit auf nur 73 Prozent in den letzten zehn Minuten eines Spiels.



Der Soziologe Gerhards beschäftigt sich schon länger mit Prognosen für den Ausgang von Fußball-Großereignissen. Gemeinsam mit dem Sportsoziologie-Professor Michael Mutz von der Georg-August-Universität Göttingen und Wirtschaftsprofessor Gert Wagner vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) entwickelte Gerhards eine Prognosemethode, die sich vor allem am Marktwert der teilnehmenden Teams orientiert – und erfolgreich ist: Für unsere Analysen haben wir die Kader und Ergebnisse der zwölf leistungsstärksten Fußball-Ligen Europas empirisch ausgewertet“, sagt Professor Gerhards.

Die Autoren versuchen, den Ausgang einer Meisterschaft durch vier Faktoren vorherzusagen: den Marktwert des Kaders, die Ungleichheit innerhalb einer Mannschaft, die kulturelle Diversität der Mannschaft und den Grad der Fluktuation im Team, bedingt durch den Verkauf und Kauf neuer Spieler.

„Der Marktwert einer Mannschaft ist die zentrale Größe, die über den Erfolg entscheidet. Otto Rehhagel liegt mit seiner These ‚Geld schießt keine Tore‘ nicht richtig“, sagt Gerhards. Der Umkehrschluss, nämlich dass auf dem Platz nur das Geld gewinnt, ist allerdings auch nicht unbedingt korrekt. „Auch eine gute Durchmischung von Fußballschulen ist wichtig. Und das erreicht man durch Spieler aus verschiedenen Kontinenten im Kader. Die hohe Fluktuation durch Ankauf

und Verkauf von Spielern hat hingegen eher einen negativen Einfluss auf den Erfolg“, sagt Soziologe Gerhards.

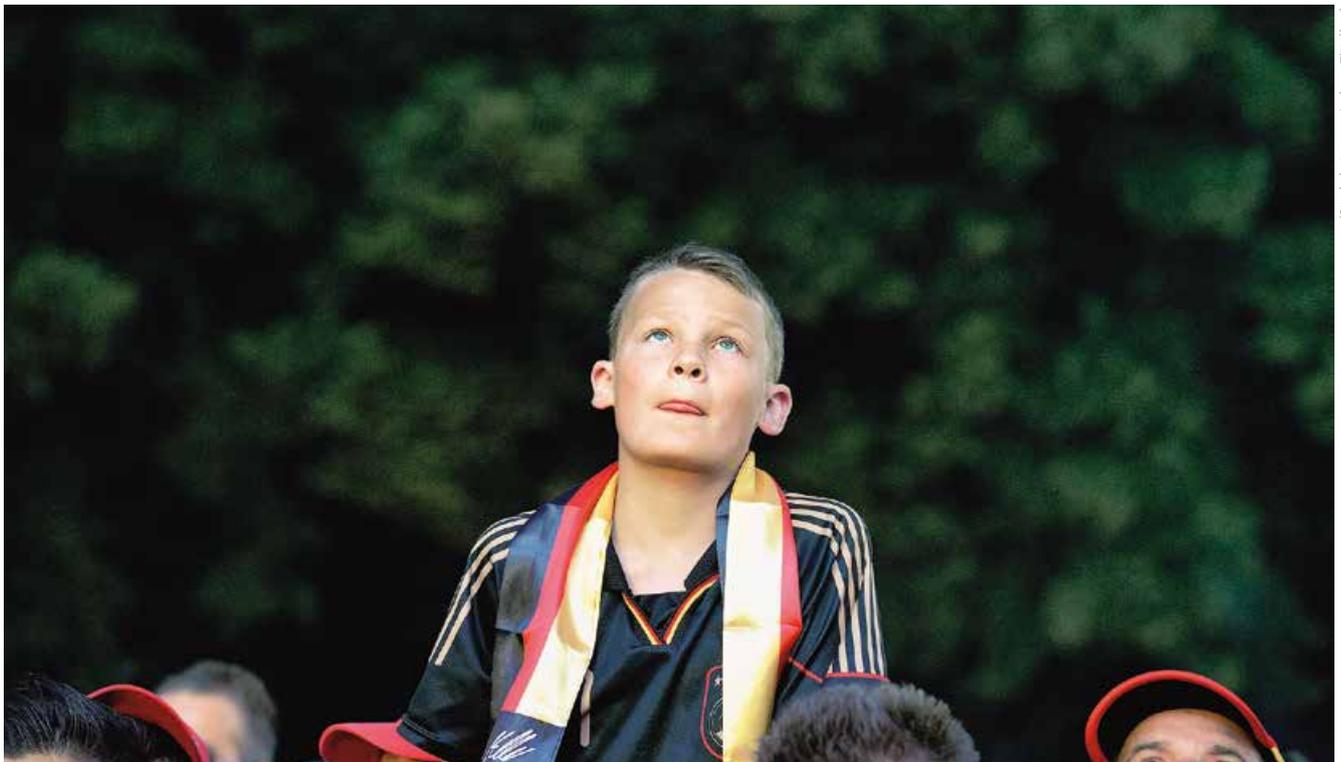
Schon bei der EM 2008 und den Weltmeisterschaften 2006 und 2010 lag Gerhards mit dem so errechneten Tipp richtig – und war damit immerhin erfolgreicher als Krake Paul, Fußball-Orakel, der bei der WM 2010 aus einem Oberhausener Aquarium heraus die Spiele der deutschen Mannschaft „vorhersagte“.

Die „teuersten“ Mannschaften qualifizieren sich für Brasilien

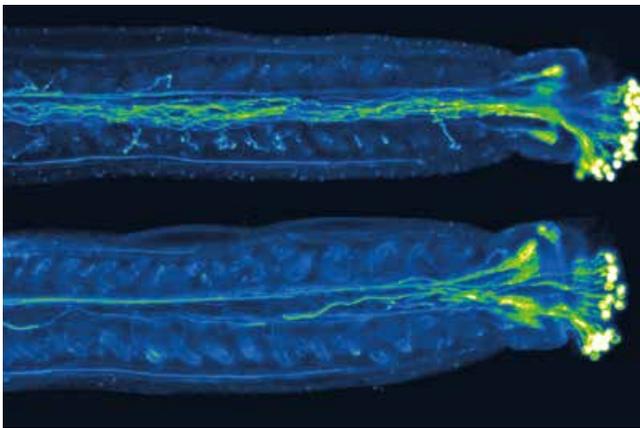
Gerade hat er zusammen mit den beiden Kollegen die Qualifikation zur Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien analysiert: Insgesamt 204 Nationalmannschaften haben daran teilgenommen, 33 von ihnen dürfen nach Brasilien reisen und dort um den WM-Pokal spielen.

„Die Ergebnisse der WM-Qualifikation zeigen wenige Überraschungen, besonders in Europa: Belgien, Italien, Deutschland, Niederlande, Schweiz, Bosnien-Herzegowina, England und Spanien haben den ersten Platz in ihrer Gruppe errungen – sie waren auch die teuersten Mannschaften in ihrer jeweiligen Qualifikationsgruppe“, sagt Jürgen Gerhards. Nur in Gruppe F konnte sich Russland gegenüber Portugal durchsetzen, obwohl der Marktwert des portugiesischen Teams höher ist. „Das liegt insbesondere an Superstar Christi-

Für wen wird sich das Bangen während der Weltmeisterschaft lohnen? Neben den spanischen und brasilianischen Fans können sich auch deutsche Fußballanhänger berechtigte Hoffnungen machen.



©Stockphoto.com, Andreas Tittelbach



Narbe beim Fruchtblatt der Pflanze *Arabidopsis thaliana*. Die Pollenkörner keimen und bilden Pollenschläuche. Erreichen diese die Samenanlagen, erfolgt die Befruchtung. Ohne Sauerstoffradikale ist der Prozess gestört. *Foto: Roman Lassig*

Giftig oder wichtig?

Biologen haben entdeckt, warum vermeintlich schädliche Radikale für die Befruchtung von Pflanzen wichtig sind

Welche Rolle spielen Sauerstoffradikale bei der geschlechtlichen Fortpflanzung von Pflanzen? Das haben Forscher der Arbeitsgruppe um Biologie-Professorin Tina Romeis am Dahlem Centre of Plant Sciences der Freien Universität Berlin zusammen mit Kooperationspartnern an den Universitäten Würzburg und Amsterdam entschlüsselt.

[Lesen Sie weiter »](#)



Deine Uni im Netz

campus.leben

Das Online-Magazin

Lesen, was los ist

fu-berlin.de/campusleben

#FreieUniversitaet #Berlin

Die Uni-Facebook-Seite

Sagen, was los ist

facebook.com/freieuniversitaetberlin

Prof. Dr. Raúl Rojas



Der Informatiker Raúl Rojas lässt Autos ohne Fahrer durch die Stadt fahren, er entwickelte Roboterbienen, um zusammen mit Biologen den Tanz der echten Bienen zu erforschen, und er hat die FU-Fighters, kleine Fußballroboter, ebenso erfunden wie die FUmoids, das sind Fußball-Roboter auf Beinen. Einen von ihnen haben wir auch auf Seite 52 interviewt.



Raúl Rojas' Tipp für die WM in Brasilien: „Argentinien wird Weltmeister, und wenn nicht, dann Mexiko.“

Kontakt

Freie Universität Berlin, AG Intelligente Systeme und Robotik
E-Mail: Raul.Rojas@fu-berlin.de

Prof. Dr. Jürgen Gerhards



Wenn jemand am besten wissen könnte, wie die kommende Fußballweltmeisterschaft in Brasilien ausgehen wird, dann ist es Jürgen Gerhards, Professor am Institut für Soziologie und dessen Geschäftsführer, der unter anderem Fellow des Wissenschaftszentrums Berlin war und Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ist. Mit unterschiedlichen Kennzahlen, beispielsweise dem Marktwert der Mannschaften und ihre kulturelle Zusammensetzung, haben er und seine Kollegen Michael Mutz und Gert Wagner den Ausgang von vergangenen Turnieren erfolgreich prognostiziert.



Sein vorläufiger Tipp für die WM: „Deutschland spielt im Endspiel gegen Spanien und hat diesmal die Nase vorn.“

Kontakt

Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie
E-Mail: j.gerhards@fu-berlin.de

ano Ronaldo, der mit seinen 100 Millionen Euro viermal wertvoller ist als Russlands wertvollster Spieler Alan Dzagoev“, sagt Gerhards.

Eine endgültige Prognose für den Ausgang der Weltmeisterschaft mag er noch nicht treffen. „Erst wenn Anfang Mai die vorläufigen Kader bekannt gegeben werden, können wir errechnen, welcher Weltmeister am wahrscheinlichsten ist.“ Dass bis dahin viel passieren kann, zeigt ein Blick in die Vergangenheit: 2002 verletzte sich der WM-Hoffnungsträger Sebastian Deisler in einem Testspiel gegen Österreich, 2006 bangte die Nation um Philipp Lahm, der schließlich mit einem Gipsarm gegen Costa Rica antrat und prompt das 1:0 schoss. Unvergessen auch das Drama um den damaligen Kapitän Michael Ballack, der beim FC Chelsea im Ligacup-Finale gegen den FC Portsmouth von Kevin-Prince Boateng gefoult wurde und wegen einer Knöchel-Verletzung 2010 in Südafrika kurzfristig ausfiel.

Und wenn die Weltmeisterschaft heute beginnen würde? „Betrachtet man allein die Marktwerte der Mannschaften, dann zählt Brasilien mit seinen Stars Neymar, Hulk und Thiago Silva als Gastgeber sicher zu den Favoriten“, sagt Gerhards: „Die fünf wertvollsten Spieler sind bei fünf unterschiedlichen Vereinen in vier europäischen Ligen beschäftigt – dazu kommen robuste Abwehrspieler aus der Bundesliga.“ Auch Spanien dürfte wieder eine entscheidende Rolle im Kampf um den Turniersieg spielen und ist ein Kandidat für das Endspiel, obwohl Mittelfeldstrategie Xavi mittlerweile 34 Jahre alt ist.

„Spanien hat vierzehn Spieler mit einem Marktwert von mehr als 20.000.000 Euro – und ist damit noch immer die Mannschaft, die die meiste Breite im Kader besitzt.“ Italien und England dürften bei dem kommenden Turnier nur Außenseiterchancen haben, ebenso wie Frankreich mit Ribery, Pogba und Benzema. Argentinien besitzt mit Lionel Messi, Kun Agüero und Gonzalo Higuaín zwar den wertvollsten Sturm des Turniers, ist aber in der Abwehr nicht so gut aufgestellt. Und Deutschland?

„Wir sind für diese Weltmeisterschaft vorsichtig optimistisch“, sagt Gerhards: „Der Kader hat in der Breite weiter an Qualität gewonnen, insbesondere Mario Götze, Toni Kroos, André Schürle und Philipp Lahm haben sich seit der vergangenen Weltmeisterschaft nicht nur fußballerisch weiterentwickelt – sie alle erreichen mittlerweile einen hohen siebenstelligen Marktwert“, sagt Gerhards. Eine Sorge treibt allerdings nicht nur ihn, sondern auch den Bundestrainer Jogi Löw: „Bastian Schweinsteiger, Ilkay Gündogan, Mesut Özil und Sami Khedira und Mario Gomez waren oder sind in dieser Saison lange Zeit verletzt. Auch wenn ihr Marktwert stabil ist, fehlt ihnen Spielerfahrung – und deren Einfluss lässt sich statistisch schwer berechnen.“

MASTER

of

DESASTER

Das Spiel mit der Krise

Das Spiel mit der Krise

An Horrorszenarien für Krisen globalen Ausmaßes mangelt es nicht. Solche Krisen durchzuspielen hat nicht nur theoretischen, sondern ganz praktischen Nutzen. Das zeigt ein Politikwissenschaftler der Freien Universität erstmals in einem gemeinsamen Projekt mit dem Deutschen Theater Berlin und der Schauspielschule Ernst Busch.





VON MIRKO LUX

Wir schreiben das Jahr 2044. Venedig ist längst evakuiert und untergegangen in den Fluten, so wie viele andere Hafenstädte in Europa. In den Mittelmeerländern herrscht Dürre, und die Länder im Norden haben die Grenzen gegen Hungerflüchtlinge aus Afrika längst dichtgemacht. Hunderttausende sterben jährlich an den Folgen des Klimawandels. So beschreibt der kanadische Journalist Gwyne Dyer die apokalyptischen Zustände, mit denen die Welt in nicht allzu langer Zeit rechnen müsse.

Auch wenn Horrorszenarien wie diese übertrieben erscheinen mögen – dass der Klimawandel voranschreitet und mit ihm Konfliktpotenziale zunehmen, ist längst nicht mehr von der Hand zu weisen. Ob es deswegen tatsächlich zu globalen Klimakriegen kommen wird und welche Faktoren eine solche Krise ent- oder verschärfen könnten, ist umstritten. Professor Sven Chojnacki und die Dramaturgin Malin Nagel des Deutschen Theaters Berlin haben ein Planspiel entwickelt, in dem diese These auf die Probe gestellt und kritisch hinterfragt wird.

Der Professor für Vergleichende Politikwissenschaft und empirische Friedens- und Konfliktforschung organisiert bereits seit 15 Jahren das „Krisenspiel“ an der

Freien Universität. „Solche Planspiele verbessern das Verständnis der Studierenden für die Interaktionsdynamik komplexer Entscheidungssituationen sowie den praktischen Umgang mit wissenschaftlichen Theorien“, sagt er.

Diesen Ansatz fand auch das Deutsche Theater reizvoll: Als die Dramaturgin Malin Nagel im vergangenen Jahr für eine Veranstaltungsreihe zu Demokratie und Krieg mit Sven Chojnacki Kontakt aufnahm, war sie vom Engagement des Wissenschaftlers begeistert. So entstand die Idee, gemeinsam ein „Krisenspiel“ am Ende einer weiteren Reihe zu Demokratie und Krieg im Deutschen Theater zu organisieren. Neben Wissenschaftlern und Studierenden der Freien Universität nehmen daran auch angehende Dramaturgen teil. Malin Nagel stellte den Kontakt zu Studierenden des Dramaturgiemasterstudiengangs der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch her, in dem sie als Dozentin tätig ist. Inhaltlich einigten sich die Initiatoren darauf, mit dem Projekt den Einfluss des globalen Klimawandels auf lokale Konflikte zu thematisieren. „Das passte gut, da das ein aktueller Forschungsschwerpunkt von mir ist“, sagt Chojnacki.

Nagel und er haben für ihre Form des Planspiels drei verschiedene Krisen-Szenarien dafür entworfen, wie sich der fortschreitende Klimawandel auf die Welt auswirken könnte. Anlass zu Optimismus gibt keines von

Interview mit Maïke Knirsch: Die angehende Schauspielstudentin an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ spielte bei *Master of Disaster – Das Spiel mit der Krise* die Präsidentin des fiktiven Landes „Ypsilon“.



Bernd Wannemacher

ihnen: Im ersten Szenario wird verdeutlicht, wie ineffizient lokale Institutionen betroffener Gebiete mit den Folgen des Klimawandels und seinen krisenhaften Begleiterscheinungen umgehen. Das zweite beschreibt die transnationale Ebene. Etwa, wie lokale Umweltveränderungen Ernährungskrisen beschleunigen, Fluchtbewegungen anstoßen und so regionalen Eskalationsdynamiken Vorschub leisten. Das dritte Szenario bringt gleich die ganze Welt auf die Bühne: Zivilisten, Hungerflüchtlinge, Nationen, das Militär und Rebellengruppen. Dort stellt sich dann die Frage: Was tun die weniger betroffenen Industrienationen? Schotten sie sich ab? Werden sie ihre Außengrenzen verschließen und mit Gewalt verteidigen?

Alle drei Szenarien standen bei der Auftaktveranstaltung des Projektes „Master of Disaster – Das Spiel mit der Krise“ den Teilnehmern und Teilnehmerinnen zur Auswahl. Letzten Endes entschieden sie sich für die globalisierte Sicht auf die Krise. „Das ist vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen nicht überraschend, weil es unserer Wahrnehmung politischer Probleme so nahe kommt“, sagt Chojnacki zur Erläuterung.

Für das Spiel wurden die Teilnehmenden des Planspiels zunächst auf vier Gruppen verteilt, deren Rollen sie für den Zeitraum des Planspiels spielen werden. „Wir haben die Zivilbevölkerung – die Flüchtenden, wir haben nationale Regierungen, deren Bevölkerung

flüchtet, wir haben im transnationalen Raum Rebellengruppen, die bestimmte Opportunitäten wahrnehmen und für sich Handlungsstrategien entwickeln, und wir haben diverse internationale Akteure“, sagt Chojnacki. Die Regieanweisung für die Teilnehmer in den nächsten beiden Veranstaltungen: Die ihnen zugeteilten Rollen mit Leben füllen und so etwas wie eine Gruppenidentität gewinnen.

Die Grundlage für die Identitätsbildung, erklärt Chojnacki, bilden „ganz uni-typisch“ Reader, die speziell zur Vorbereitung angefertigt wurden. „Die Texte bieten aber nicht viel mehr als erste Orientierungspunkte, die Teilnehmenden selbst müssen die Rollen dann mit Leben füllen, beziehungsweise Ideen zum politischen Handeln.“

Die Teilnehmer sollen zum Beispiel für sich entscheiden, ob es sinnvoll ist, weitere Einzelakteure innerhalb der Gruppen zu bilden. Das hängt auch davon ab, in welche Richtung sich das Szenario entwickelt und welche Zuspitzung Sven Chojnacki und Malin Nagel geplant haben. So wäre es sinnvoll, Frankreich als einzelnen Akteur innerhalb der Gruppe der internationalen Gemeinschaft aufzunehmen, sollte das Krisenland eine seiner ehemaligen Kolonien sein.

Die spezielle Konstellation der Krise soll zugunsten der für April 2014 geplanten Inszenierung noch offen bleiben, damit die Gruppen – ähnlich dem Improvisations-Theater und im Sinne politischer Krisen – sich ganz neu und flexibel auf eine vorher unbekanntes Situation einstellen müssen. „Was wir nicht wollen ist, dass sich jetzt schon eine Art Drehbuch herausbildet, nach dem die Akteure dann vorgehen würden. Wir brauchen vielmehr einen Trigger, der die Entscheidungs- und Handlungssituationen in Gang bringt“, sagt Chojnacki.

Bei den nächsten Terminen haben Rebellen, Diplomaten, Zivilisten und Politiker dann die Gelegenheit, ihre Handlungsoptionen im Austausch mit Experten abzuwägen. Dabei sollen Ideen für die Inszenierung der Krisensituation gesammelt werden und der Input der Experten zur Ausweitung der eigenen Handlungsoptionen genutzt werden – ein erster Abgleich mit der Realität. „Der Ort ‚Theater‘“, räumt Chojnacki ein, „ist dafür zunächst noch sekundär.“ Die Situation werde eher der eines Seminars gleichkommen, wenn auch unter dem Vorzeichen, dass das hier gesammelte Wissen schon in Kürze – zumindest hypothetisch – über Leben und Tod entscheiden könnte. Erst beim tatsächlichen „Spiel mit der Krise“ Ende April, wenn die Gruppen durch einen Einspielfilm mit der ihnen bislang unbekanntes Krisensituation konfrontiert werden, soll die Veranstaltung in szenischer Form ablaufen. Dazu werden die Teilnehmenden sogenannte „Handlungszettel“ an Chojnacki und Nagel geben, die diese ihrerseits auf Plausibilität prüfen und mit weiteren Empfehlungen bezie-

Univ.-Prof. Dr. Sven Chojnacki



Sven Chojnacki ist seit März 2009 Professor für „Vergleichende Politikwissenschaft und empirische Friedens- und Konfliktforschung“ und Leiter des Arbeitsbereichs Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität. Das Krisenspiel entwickelt er dort schon seit 2011 zusammen mit seinen Studierenden, das aber nun

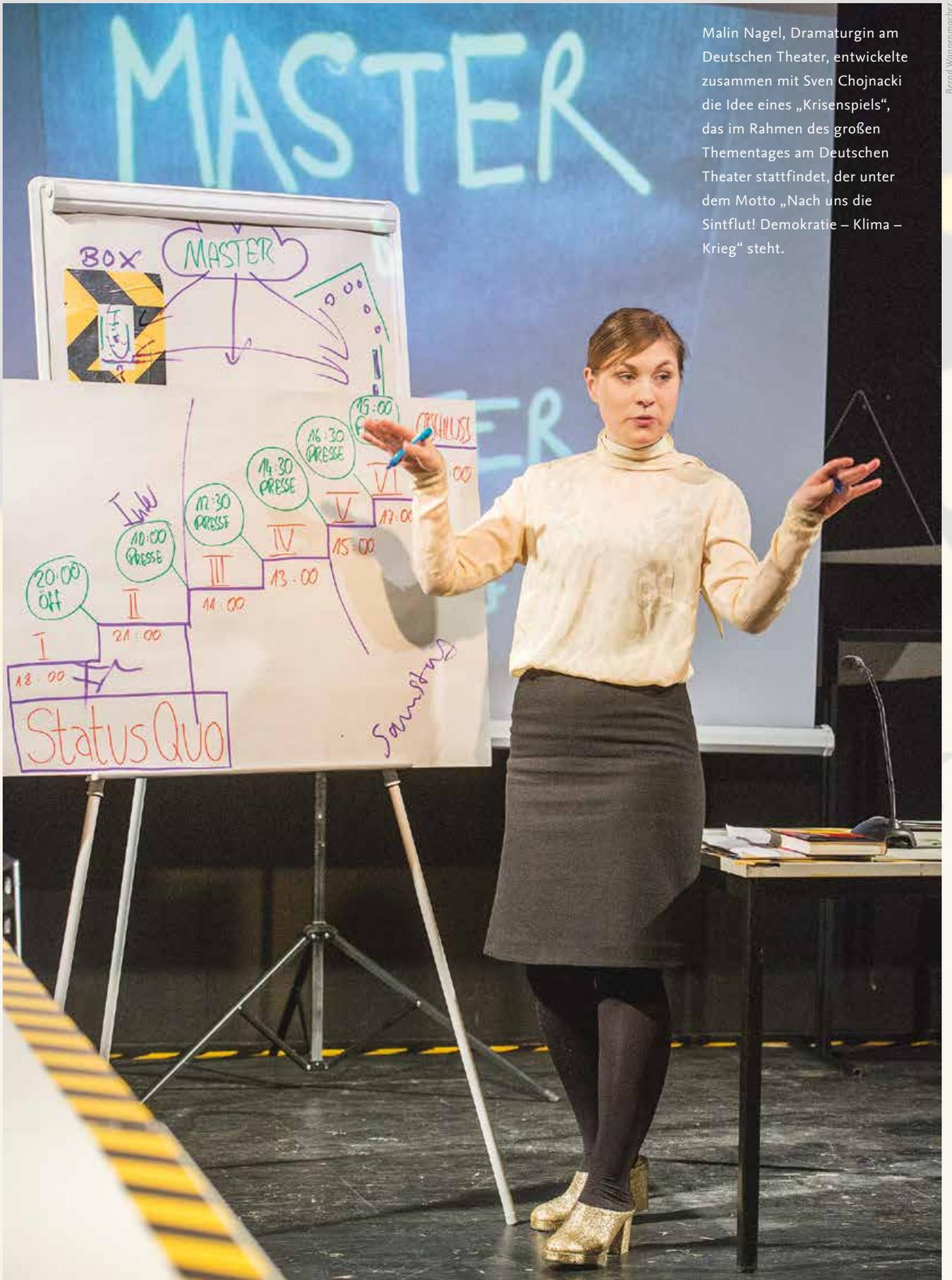
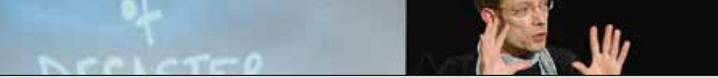
in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Theater öffentlich und spielerisch weitergedacht wird. Unter anderem ist Sven Chojnacki auch Projektleiter des Teilprojekts Gewaltkontrolle in Bürgerkriegsräumen (C2) im Sonderforschungsbereich 700 „Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit: Neue Formen des Regierens?“



Seit Tipp zur Fußball-WM: „Es wird eine Überraschung geben: Kolumbien holt den Titel.“

Kontakt

Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft
Arbeitsschwerpunkt Friedens- und Konfliktforschung
E-Mail: friedensforschung@fu-berlin.de



Malin Nagel, Dramaturgin am Deutschen Theater, entwickelte zusammen mit Sven Chojnacki die Idee eines „Krisenspiels“, das im Rahmen des großen Thementages am Deutschen Theater stattfindet, der unter dem Motto „Nach uns die Sintflut! Demokratie – Klima – Krieg“ steht.

Bernad Wannenmacher

hungsweise Regieanweisungen zurück ins Spiel geben. „Bis dahin“, hofft Chojnacki, „werden die Gruppen sich hoffentlich so gut in ihre Rolle hineinversetzt haben, dass eine gewisse Empathie besteht und ihr Handeln dem wirklicher Akteure nahe kommen wird.“ Es gebe beispielsweise auch inoffizielle Optionen, erläutert Chojnacki, „wie das in der Politik so üblich ist: Da bestehen die offiziellen Verlautbarungen, aber auch die verdeckten Akteure und Strategien stehen im Hintergrund. Diese werden bei uns erst zum Tragen kommen, wenn wir mit dem ‚Spiel mit der Krise‘ anfangen.“ Die Krise, sagt Chojnacki, sei ja schließlich immer etwas, was Akteure unter plötzlichen Zeit- und Handlungsdruck setze.

Gerade das schätzt Chojnacki an dieser Art des politikwissenschaftlichen Planspiels: Die Studierenden geraten in die Situation, nicht nur mit theoretischen Perspektiven konfrontiert zu sein, sondern auch mit dem Druck, dem sich politische Akteure in Krisensituatio-

nen ausgesetzt sehen. Am deutlichsten werde der Nutzen im Umgang der Studierenden mit den von ihnen bevorzugten wissenschaftlichen Theorien: Dem Sozialkonstruktivismus oder den postkolonialen Theorien zum Beispiel. „Das Interessante ist, dass den Studierenden innerhalb des Krisenspiels bewusst wird, inwieweit rationalistische und ökonomische Kalküle und Strategien in zugespitzten Handlungssituationen dominieren können“, sagt Chojnacki. Diese Theorien dürften daher nicht von vorneherein verworfen werden, sondern hätten gerade in solch speziellen Konstellationen eine große Erklärungskraft. In dem Maße, in dem Studierende das selbst erfahren, gewannen sie im Endeffekt einen anderen Umgang mit wissenschaftlichen theoretischen Perspektiven. „Ich möchte zur kritischen Reflexion anregen: Welche Art von Theorie und Erklärung ist für welche Konstellation angemessen?“

Sven Chojnacki und Malin Nagel sehen ihr Projekt in einer Linie mit dem politischen Theater Bertolt Brechts und Frank Castorfs: Die Kooperation zwischen Universität und Theater sei eine gute Möglichkeit, den populärwissenschaftlichen Diskurs, demzufolge Klimawandel gleichbedeutend ist mit Krieg, gegenüber einer größeren Öffentlichkeit zu hinterfragen und in ein neues Licht zu stellen. Möglich sei es auch, szenische Antworten auf politische Problemstellungen zu entwickeln. Chojnacki ist optimistisch, was den Ausgang des Planspiels angeht. Auch wenn ein Happy End unwahrscheinlich sei: „Wir lassen uns selbst überraschen – und die Zuschauer auch!“

Termine

Die nächsten beiden Termine finden statt am 25. April um 20.00 Uhr (Teil 4, die Krisensitzung) und am 26. April um 14.00, 16.30, 18.30 Uhr (Das Spiel mit der Krise). Spielort ist die BOX im Gebäude des Deutschen Theaters Berlin.

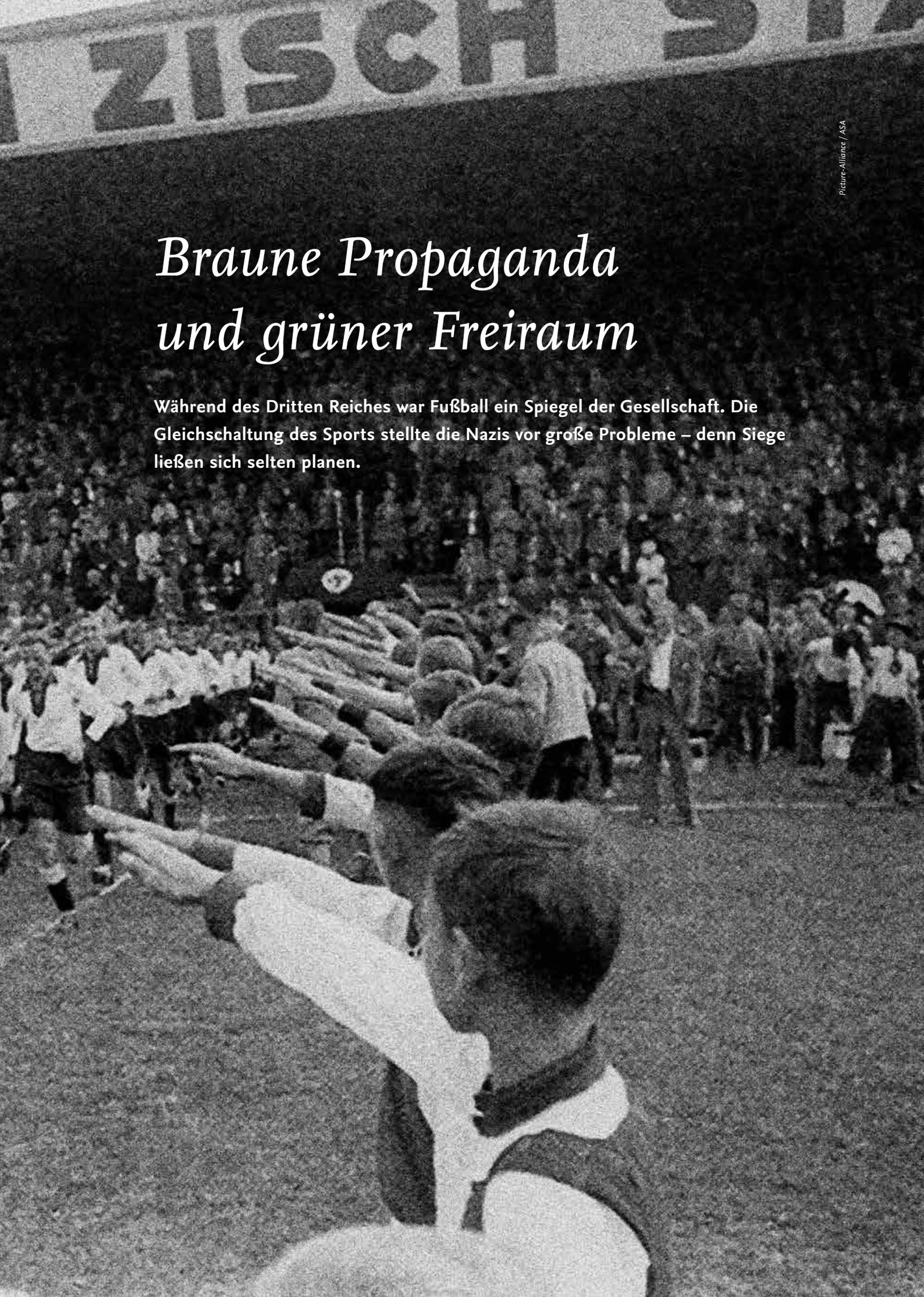
www.deutschestheater.de/spielplan/extras/master_of_desaster

Frederik Worms studiert im vierten Semester Politik an der Freien Universität. Er hat das *Spiel mit der Krise* mit organisiert.





Kapitän Fritz Szepan und Torhüter Hans Jakob führen die deutsche Fußball-Nationalmannschaft am 18. August 1935 auf das Feld des Münchner Heinrich-Zisch-Stadions. Deutschland besiegte Finnland mit 6:0. Eventuell wurde das Bild nach 1945 retuschiert: Es kann sein, dass nationalsozialistische Symbole entfernt wurden.



Picture-Alliance / ASA

Braune Propaganda und grüner Freiraum

Während des Dritten Reiches war Fußball ein Spiegel der Gesellschaft. Die Gleichschaltung des Sports stellte die Nazis vor große Probleme – denn Siege ließen sich selten planen.



VON MATTHIAS THIELE

Der „Führer“ war kein Fußball-Fan. Trotzdem vereinnahmten die Nationalsozialisten das Spiel nach und nach. Dass diese Entwicklung kein Selbstläufer war, hat der Historiker Daniel Koerfer untersucht.

Sie können sich nicht ausstehen, die Herren Pesser, Hahnemann, Stroh und Rafl auf der einen und auf der anderen Seite die Sportkameraden Buchloh, Münzenberg und Szepan. Sepp Herberger hat sie eingeladen nach Duisburg. Bis zum ersten Spiel bei der Weltmeisterschaft sind es heute, am 23. Mai 1938, noch zehn Tage. Nicht viel Zeit, um eine eingeschworene Gemeinschaft zu werden. Nun sitzen sie sich – strikt getrennt voneinander – auf Holzbänken gegenüber, zwischen ihnen die gesamte Turnhalle. Die Stimmung ist gereizt, Österreicher und Deutsche konkurrieren um Stammplätze, haben unterschiedliche Spielsysteme verinnerlicht und sollen nun eine Mannschaft bilden, weil Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten glaubt, dass der Führer dies will.

Erst im März sind deutsche Wehrmachts-, SS- und Polizeieinheiten in Österreich einmarschiert, am Tag darauf hat die neue, nationalsozialistische Bundesregierung in Wien das „Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ verabschiedet, und drei Tage später bereiten die Wiener ihrem neuen Staatsoberhaupt und Führer Adolf Hitler auf dem Heldenplatz einen triumphalen Empfang. Österreich ist nunmehr Geschichte, sein ehemaliges Gebiet heißt fortan „Ostmark“. Die Nationalsozialisten beginnen, das Land zwischen Wien und Voralberg ins neue „Großdeutsche Reich“ einzugliedern.

„Dazu gehörte für die Sportfunktionäre selbstverständlich auch eine erfolgreiche, großdeutsche Fußball-Nationalmannschaft“, sagt Daniel Koerfer, Autor des Buches „Hertha unter dem Hakenkreuz“ und Honorarprofessor am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. „Eine gemeinsam von Österreichern und Deutschen gebildete Mannschaft sollte die neue Stärke Großdeutschlands auch auf dem Fußballplatz demonstrieren.“

„Reichstrainer“ Herberger ist ratlos. Wie soll er aus 38 Nationalspielern – 23 aus dem „Altreich“ und 15 aus der „Ostmark“ – eine Mannschaft mit einer gemeinsamen Spielauffassung zusammenstellen? Peppi Stroh, der Wiener, schnappt sich in der Turnhalle beim Mittagessen einen Ball, jongliert ihn minutenlang. Die Österreicher applaudieren. „Ja, das kann nur der Peppi“, frozzelt einer. Schalkes Fritz Szepan lässt das nicht auf sich sitzen, tänzelt nun ebenfalls auf seiner Seite der Halle mit einem Ball und schließt mit einem Vollspannschuss ab,

der dicht über den Köpfen der Österreicher einschlägt. Stille. „Da habt ihr euer „Das kann nur der Peppi“, höhnt Szepan, der Mannschaftskapitän.

Als Hitler und die Nationalsozialisten 1933 an die Schalthebel der Macht gelangen, ist Fußball ein Arbeitersport. „Hitler hatte nichts übrig für den Fußball“, sagt Daniel Koerfer: „Er hat in seinem Leben überhaupt nur ein einziges Mal ein Fußballspiel im Stadion gesehen – bei den olympischen Spielen 1936.“ Für Hitler hatte Sport vor allem eine Funktion: die Vorbereitung junger Männer auf den Dienst als Soldat, auf den Krieg. „So ist überhaupt der Sport nicht nur da, den einzelnen stark, gewandt und kühn zu machen, sondern er soll auch abhärten und lehren, Unbilden zu ertragen“, schreibt er 1923 in seinem Buch „Mein Kampf“.

Doch Fußball ist in Deutschland längst ein Breitensport: Ende 1932 zählt der Deutsche Fußball Bund (DFB) mehr als eine Million Mitglieder und ist damit etwa genauso groß wie die NSDAP. Mit jährlich 40.000 neuen Mitgliedern wächst der DFB stärker als jeder andere Sportverband.

Fußball fristete zunächst eher ein Schattendasein

Dennoch ist der Fußball im Alltag der Menschen weit weniger präsent als heute: Der Rundfunk ist noch nicht sehr weit verbreitet, bewegte Bilder gibt es allenfalls bei Großereignissen und dann erst Tage später in den Wochenschauen der Filmtheater. „Fußball war ein wenig wie ein Märchen oder eine Sage“, betont Koerfer: „Viele kannten die Geschichten und Erzählungen über große Spieler und Traumtore, aber nur eine Handvoll hatten die jeweilige Partie im Stadion tatsächlich verfolgt, verfolgen können.“

Auch finanziell ist der Einfluss der Vereine und des DFB gering. Die Deutsche Meisterschaft wird im K.O.-System ausgetragen, teilnahmeberechtigt sind die Meister der regionalen Fußballverbände. Sämtliche Vereine sind Amateurmansschaften. Hertha BSC, heute mit mehr als 30.000 Mitgliedern unter den zehn größten Vereinen der Bundesrepublik, zählt gegen Ende der Weimarer Republik gerade einmal 500 Mitglieder. Entsprechend gering sind die finanziellen Mittel.

Zwar fordern die Spieler vehement die Professionalisierung ihres Sports. Doch der Machtwechsel in Berlin verhindert die geplante Einführung des Profifußballs: DFB-Präsident Linnemann ist ein ideologischer Gegner des Berufssports. Als er im Juni 1933 zum „Führer Reichsfachschaft Fußball“ ernannt wird – überall im Land gilt jetzt das „Führerprinzip“; es gibt neben dem „Führer und Reichskanzler“ Tausende Betriebsführer oder Vereinsführer – nutzt er seine neuen Vollmachten, um den Amateurstatus aufrecht zu erhalten.

Nachdem sich die Regionalverbände des DFB aufgelöst haben, ersetzt er sie durch 16 Fußballgaue, deren Zahl bis Kriegsende kontinuierlich auf 31 anwächst. Ab 1937 werden die Endspiele um die Deutsche Meisterschaft im Berliner Olympiastadion entschieden; das letzte Endspiel findet dort am 18. Juni 1944 statt – der Dresdner SC gewinnt 4:0 gegen den LSV Hamburg.

Das Führerprinzip bestimmte auch die Arbeit der Fußballvereine

Der DFB wird im Dritten Reich rasch gleichgeschaltet. Zwar scheuen sich die neuen Machthaber im Hinblick auf die Olympischen Spiele 1936 in Berlin, die als bürgerlich geltenden Sportverbände zu militarisieren und etwa der SA einzugliedern. Doch das Führerprinzip hält fortan auch dort Einzug. „Jeder Verein hatte jetzt statt demokratischer Vereinsstrukturen seinen kleinen Hitler“, sagt Historiker Koerfer.

Auch die Rassenideologie der Nationalsozialisten wird Zug um Zug von den Vereinen umgesetzt: Von den 550.000 Juden, die 1933 in Deutschland leben, sind etwa 65.000 Mitglieder in Sportvereinen – die meisten von ihnen in bürgerlichen, weltanschaulich neutralen. Viele Vereine profitieren von jüdischen Mäzenen: So unterstützt der Textilgroßhändler Max Rath schon in den 20er Jahren den VfR Mannheim, in Frankfurt sind es die jüdischen Schuhfabrikbesitzer Walter Neumann, Fritz und Lothar Adler, die die Eintracht fördern. Der

Zahnarzt Paul Eichengrün ist Zweiter Vorsitzender von Schalke 04, bei Bayern München führt seit 1922 Kurt Landauer die Geschäfte, Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Der Verein gilt den Nationalsozialisten nicht nur deshalb als „Judenclub“.

Doch bereits im April 1933 veröffentlichen 14 süddeutsche Vereine eine Resolution mit der Forderung, „insbesondere in der Frage der Entfernung der Juden aus den Sportvereinen“ rasch vorzugehen. Darunter sind Eintracht Frankfurt und der 1. FC Nürnberg, die SpVgg Fürth, der 1. FC Kaiserslautern, 1860 München, aber auch Bayern München. Der 1. FC Nürnberg schließt schon zum 1. Mai 1933 die meisten jüdischen Mitglieder aus. Nur Frontkämpfer aus dem ersten Weltkrieg und deren Familien sind ausgenommen. Der „Arierparagraph“, der Juden die Mitgliedschaft verbietet, ist bis Ende 1933 allerdings in fast allen Vereinssatzungen verankert, ohne dass es darüber zu heftigen Disputen oder Protesten unter den Vereinsmitgliedern gekommen wäre. Beim FC Bayern München müssen Präsident Kurt Landauer und einige andere jüdische Funktionäre zurücktreten – dennoch lenkt Landauer bis 1937 weiter die Geschicke des Vereins, weil es dort an überzeugten NSDAP-Anhängern mangelt.

Die Ausgrenzung bezieht sich auch auf politische Einstellungen. Bei Hertha BSC muss der Sozialdemokrat Wilhelm Wernicke offiziell abtreten – auch wenn er hinter den Kulissen bis in die letzten Kriegstage hinein weiter die Strippen zieht.

„Eine der Grundverhaltensweisen, die das System des Dritten Reiches beschreiben und die wir in vielen Institutionen antreffen, wurde vom britischen Historiker Ian Kershaw herausgearbeitet“, sagt Koerfer, der sich in seinem jüngsten Buch „Diplomatenjagd“ mit der Geschichte des Auswärtigen Amtes seit 1933 beschäftigt hat: „Dem Führer entgegenarbeiten“ war das Motto vieler in jener Zeit, vom Beamten über die Kommunalpolitiker bis hin zu den Fußballfunktionären.“

Der Magistrat der Stadt Hannover etwa beschließt im August 1933, nur noch Vereine zu bezuschussen, in deren Reihen sich „keine Juden oder jüdisch Versippte“ befinden. In Hessen greifen 1934 Parteiorganisationen und einige Einwohner Mitglieder eines jüdischen Sport-Vereins an, in Garmisch-Patenkirchen kommt es im Mai 1935 zu Übergriffen von Nazis gegen Juden. Die Reichsführung fürchtet um die Ausrichtung der Olympischen Spiele. Innenminister Frick greift ein und ordnet die sofortige Einstellung aller antisemitischen Aktionen im Bereich des Sports bis zum Ablauf der Olympischen Spiele an. In einem Rundschreiben an die Staatspolizeistellen des Reiches wird betont, dass Hitler „unter allen Umständen“ die Spiele durchführen wolle und deshalb jüdische Organisationen bei der „Betätigung auf eigenen Sportplätzen nicht behindert“ und

Prof. Dr. Daniel Koerfer



Der Historiker Daniel Koerfer hat im Auftrag des Berliner Fußballvereins „Hertha BSC“ dessen Verhalten und Rolle zur Zeit des Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit untersucht und die Ergebnisse publiziert in seiner Studie: „Hertha unter dem Hakenkreuz. Ein Berliner Fußballclub im Dritten Reich“, die 2009 als Buch erschien.

Er verfügt über fundierte Kenntnisse nicht nur über den Berliner Club, sondern kann auch die Frage beantworten, wie die Nationalsozialisten den Fußball gleichschalten und instrumentalisieren konnten, und welche Rolle dieser Sport in Hitler-Deutschland und Kriegszeiten spielte.



Bei der Weltmeisterschaft in Brasilien sieht er die Mannschaft des Gastgebers als Titelfavoriten

Kontakt

FB Geschichts- und Kulturwissenschaften / Friedrich-Meinecke-Institut
E-Mail: daniel.koerfer@web.de



der Austragung von jüdischen Meisterschaften „polizeilicherseits nach Möglichkeit Schwierigkeiten nicht bereitet werden“ sollen.

Die Nationalsozialisten warteten die Olympischen Spiele ab

Für Hitler und das NSDAP-Regime sind die Olympischen Spiele von 1936 ein propagandistisches Gesamtkunstwerk, um die Weltmeinung für sich zu gewinnen, die Überlegenheit der Sportnation Deutschland aufzuzeigen und die Einigkeit von Volk und Führer zu demonstrieren. Der Etat für die Spiele wird nach 1933 von 5,5 auf 100 Millionen Reichsmark aufgestockt.

Tatsächlich blenden die „Spiele des Friedens“ die Weltöffentlichkeit: Antisemitische Parolen verschwinden aus dem Stadtbild, Hetze gegen Juden ist für die Dauer der Spiele auch in den Medien verboten. Hitler lässt sich im Stadion als Schirmherr des Olympischen Gedankens umjubeln, und das Berliner Publikum feiert den Schwarzen Jesse Owens, den Ausnahmeathleten und vierfachen Goldgewinner.

Die Disziplin Fußball steht bei diesen Spielen nicht im Mittelpunkt. „Im Fokus des Regimes standen Sportarten, die in das ideologische Bild passten, die den Körper stählten: Turnen, Leichtathletik, Rudern, Fechten“, sagt Koerfer. Fußball ist dem Regime zu unberechenbar, Hitler interessiert sich nicht dafür. Außerdem gelten Fußballmannschaften als liberale Zweckgemeinschaften mit internationaler Tendenz. „Sport bedeutete im Dritten Reich nicht Völkerverständigung sondern Völkerkampf.“

Nur Goebbels erkennt die Wirkung und Faszination, die dieser Sport auf die Massen ausüben kann und möchte seine Anziehungskraft für die Bewegung nutzen. Dabei geht Deutschland als einer der Favoriten ins Olympische Fußball-Turnier, denn seine junge Mannschaft hat bei der Weltmeisterschaft in Italien 1934 überraschend den dritten Platz erreicht. Das Vorrundenspiel gegen Luxemburg gewinnt die deutsche Elf souverän mit 9:0. Als am 7. August 1936 im Berliner Poststadion vor 50.000 Zuschauern Norwegen und Deutschland um den Einzug ins Halbfinale spielen, scheinen die Skandinavier nur ein weiterer Trainingspartner auf dem Weg zu den Medaillen zu sein. Hitler ist persönlich ins Stadion gekommen, begleitet von einer großen Entourage, darunter Göring, Goebbels und Hess.

Eigentlich hat er lieber die Ruderer besuchen wollen, weil dort mit mehreren Goldmedaillen gerechnet werden kann, doch der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, hat ihn überzeugen können, sich diese Fußballpartie anzuschauen. Schließlich sei dieser Sport beim Volk ungemein beliebt. Felix Linnemann, vor 1933 DFB-Präsident und nun Leiter des Fachamts Fußball im Natio-

nalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen, weist den Trainer Otto Nerz an, einige der besten Spieler für die Finalpartien zu schonen. Ein fataler Fehler: Vor den Augen des Führers spielen die Norweger stärker als erwartet. Schon nach sechs Minuten bringt sie Stürmer Isaksen in Führung. In der Endphase des Spiels schießt er das 2:0. Hitler ist stocksauer und verlässt bereits vor Abpfiff erbost das Stadion. „Für den deutschen Fußball insgesamt war diese Niederlage nicht förderlich“, sagt Koerfer. Goebbels notiert in sein Tagebuch: „Der Führer ist ganz erregt. Ich kann mich kaum halten. Ein richti-

Wilhelm Wernicke, SPD-Mitglied und Gewerkschaftsfunktionär, musste zwar seinen Präsidentenstuhl bei Hertha BSC räumen, er blieb aber trotzdem der starke Mann im Hintergrund.



Hertha BSC

ges Nervenbad. Das Publikum rast. Ein Kampf wie nie. Das Spiel als Massensuggestion.“

Für Reichstrainer Nerz bedeutet die Niederlage die Ablösung. Nachfolger wird sein Assistent Sepp Herberger, der nun die Nationalmannschaft in Frankreich bei der Weltmeisterschaft 1938 zum Erfolg führen soll. Tatsächlich schafft es Herberger, die Mannschaft um junge Nachwuchsspieler zu ergänzen und auf die Erfolgspur zurückzubringen: Am 16. Mai 1937 gewinnt die Auswahl im schlesischen Breslau gegen Dänemark mit 8:0. Die neue „Breslau-Elf“ wird schnell zum Mythos: Sie gewinnt zehn von elf Begegnungen und ist plötzlich Mit-Favorit für die anstehende Weltmeisterschaft. Doch dann kommen der Anschluss Österreichs, das Trainingslager in Duisburg und ein Testspiel gegen England, das die Deutschen klar mit 3:6 verlieren. Die Bedingungen zum Auftakt der Weltmeisterschaft könnten kaum schlechter sein. Schon die Anreise nach Paris verläuft chaotisch. „Dem Deutschen Reich fehlten Devisen, lange Hotelaufenthalte kamen nicht in Frage“, sagt Historiker Koerfer: „Die Mannschaft sollte deshalb so spät wie möglich anreisen, um die Spesen gering zu halten.“ Überall wird gespart: Die Deutsche Fußballnationalmannschaft reist im Zug in der dritten Klasse am Tag vor dem Achtelfinale nach Paris.

Eisiger Empfang für die deutschen Fußballer bei der WM in Frankreich

Zur Begrüßung wird die Herberger-Elf vom französischen Publikum mit Flaschen und Tomaten beworfen. Stattdessen bejubelt es die Schweizer Mannschaft. Die Eidgenossen erweisen sich als zäher Widerpart. Der deutschen Mannschaft steckt die anstrengende Anfahrt noch in den Beinen. Das Spiel endet 1:1 – damals gab es dann ein Wiederholungsspiel. Fünf Tage später

liegt eine auf sechs Positionen veränderte Mannschaft zunächst mit 2:0 in Führung. Doch die Schweizer geben nicht auf und gewinnen 4:2. Wieder ist Deutschland bei einem großen Turnier als Favorit gestartet und früh ausgeschieden.

Im Krieg finden keine internationalen Turniere mehr statt, bei denen sich eine großdeutsche Mannschaft hätte profilieren können. Während in England, dem Mutterland des Fußballs, der Spielbetrieb ruhen muss, wird dieser Sport in Deutschland zu einer psychologischen Waffe. Der Spielbetrieb wird aufrechterhalten, selbst noch als Luftwaffenverbände der Alliierten Köln, Essen, Schweinfurt oder Berlin mit Bombenteppichen überziehen. Das Regime zwingt die Vereine, für Fronturlauber und Verwundete spezielle Kartenkontingente bereitzustellen.

Ein geregelter Spielbetrieb ist allerdings kaum möglich und sehr vom Wohlwollen der jeweiligen Frontkommandeure abhängig. Sie entscheiden über Heimaturlaube, und damit über die Zusammensetzung ganzer Mannschaften. Wenn zu viele der Stammspieler an der Front sind, werden bisweilen auch Zwangsarbeiter eingesetzt. „Es ging darum, die Illusion eines ‚normalen‘ Alltags wenigstens für kurze Zeitabschnitte zu wahren“, sagt Koerfer. „Fußball bedeutete für die Menschen zwei Stunden Entspannung. Da konnten sie den Krieg kurz einmal vergessen. Deshalb wurden Spiele auch unmittelbar nach Bombenangriffen angepfiffen, wenn vor dem Stadion noch Trümmer herumlagen und Blutspuren zu sehen waren.“ Neben Sex und Zigaretten sei der Sport die einzige Möglichkeit gewesen, sich abzulenken. Zwar ahnen viele im Stadion die nahe Niederlage. Trotzdem strömen sie ins Stadion, so lange es geht. Auch unter Fußball-Fans kursierte da schon die heimliche Parole: „Genießt den Krieg, der Friede wird fürchterlich.“

Folgsam: Spieler von Hertha BSC und dem englischen Club Brentford im Mai 1937 beim Hitlergruß.



Hertha BSC



Spielt mal schön ...

„Der eigentliche Sinn des Spiels: Es macht Freude!“





INTERVIEW MIT CHRISTOPH WULF

Gespielt wird immer und überall. Für Anthropologen ist das Spiel deshalb eines jener Phänomene, die zum Menschsein dazugehören wie Liebe oder Freundschaft. Kinder spielen, Erwachsene spielen, gespielt wird um Macht, Liebe, Glück, mit Sprache, Formen, Essen oder Geld. Warum man auch als Erwachsener noch spielen sollte und wieso das Konzept vom spielerischen Lernen manchmal nicht aufgeht, darüber sprach *fundiert* mit Christoph Wulf, Professor für Anthropologie und Erziehung an der Freien Universität Berlin.

fundiert: Herr Wulf, haben Sie ein Lieblingsspiel?

Wulf: Früher habe ich sehr gerne Schach gespielt, davor waren Mühle und Dame meine Lieblingsspiele. Als Kind habe ich Spiele auch gern selbst entwickelt, zusammen mit meinen Freunden. Wir haben oft „Indianer“ gespielt. Manchmal haben wir uns auch zu Banden zusammengeschlossen, Lagerfeuer gemacht, Kartoffeln gebraten und gegessen – wie im Wilden Westen. Es waren Spiele, die aus der Situation heraus entstanden.

fundiert: Sie beschreiben da eine Form des sogenannten „freien Spiels“. Gibt es das heute eigentlich noch?

Wulf: Das freie Spiel ist eine sehr wichtige Form des Spiels, die zwar leider immer mehr abnimmt, aber die es zum Glück noch gibt. Heute neigen viele Erwachsene dazu, ihren Kindern Spiele vorzuschlagen und mit ihnen zu spielen. Per se ist das nicht schlecht, es nimmt aber oft überhand. Ich glaube, dass es am besten ist, Kinder einfach machen zu lassen. Mit Fantasie entwickeln sie dann ihre Spiele alleine: Ein Tisch wird zu einer Burg, ein Laken zu einem Königsgewand. Für Kinder ist das außerordentlich wichtig, damit sie so ihre Spielfähigkeit und Kreativität erproben. Das funktioniert aber nur, wenn man keine Vorgaben macht, sondern ihnen die Möglichkeit lässt, spontan ein Spiel zu erschaffen.

fundiert: Leider ist es nicht allen Kindern vergönnt, zu spielen und in diesem Sinne frei zu sein, etwa in Kriegsgebieten oder streng traditionellen Gemeinschaften. Was bedeutet es für Kinder, nicht spielen zu dürfen?

Wulf: Es gibt verschiedene Beispiele dafür, dass auch Kinder, die aus Flüchtlingsgebieten kommen und körperlich versehrt oder traumatisiert sind, spielen können und Freude am Spiel haben wie Kinder, die ohne Gewalterfahrungen aufgewachsen sind. Ein Beispiel

dafür, dass Spielen auch Integration fördern kann, ist eine UNESCO-Schule in Berlin, die mit einer Schule in Nordrhein-Westfalen kooperiert, die viele durch Kriege versehrte Kinder besuchen. Die Kinder beider Schulen treffen sich von Zeit zu Zeit, gehen ganz normal miteinander um und spielen miteinander.

Aber es gibt natürlich Fälle, in denen es das Schicksal nicht so gut mit den Menschen meint. Wo Spiele fehlen, fehlen auch Fantasie und Formen des Ausdrucks und der Selbsterfahrung. In meinen Augen ist Spielen eine Grundbedingung eines erfüllten Lebens, sowohl für Kinder als auch für Erwachsene.

fundiert: Spiele gibt es eigentlich überall auf der Welt. Wie machen sich da kulturelle Unterschiede bemerkbar?

Wulf: Spiele werden überall unterschiedlich gehandhabt, aber man kann trotzdem wiederkehrende Muster entdecken. Manche Spiele tauchen in ähnlicher Form in verschiedenen Kulturen auf. Das Hüpfspiel „Himmel und Hölle“ ist ein gutes Beispiel dafür. Das wird in einigen afrikanischen Kulturen ebenso gespielt wie in Deutschland, mit leichten Abwandlungen. Ein anderes Beispiel ist der Hula-Hoop-Reifen, der in Deutschland in den 60er und 70er Jahren sehr beliebt war. Diese besondere Form des Reifenspiels wurde aus Hawaii übernommen und hier bei uns in einen anderen gesellschaftlichen Kontext eingebunden. Es ging dabei nicht darum, eine hawaiianische Tradition zu kopieren. Die Kinder und Jugendlichen hatten damals die Grundidee des Spiels übernommen und sie dann selbst ausgestaltet und weiterentwickelt. In meiner Spieltheorie spreche ich in solchen Fällen von mimetischen Prozessen, also von Prozessen der kreativen Nachahmung, die über das bloße Kopieren hinausgehen.

fundiert: Wieso spielt der Mensch überhaupt?

Wulf: Das hat verschiedene Gründe. Zunächst liegt es daran, dass wir nicht so stark instinktgesteuert sind wie die Tiere. Manche Tiere scheinen in unseren Augen auch zu spielen, etwa wenn eine Katze eine Maus oder ein Wollknäuel durch die Luft wirft. Oder ein Hund einem Ball hinterherjagt ... Doch auch dieses Verhalten ist meistens instinktgesteuert. Sodann kommt in vielen Spielen die Phantasie zur Wirkung und Entfaltung, und daran haben wir Freude. Wir Menschen können weitgehend frei entscheiden, was wir tun möchten und was nicht. Darin liegt eine weitere Voraussetzung für die Fähigkeit zu spielen. Andersherum macht uns diese Fähigkeit erst zu dem, was wir sind. Spielen bietet eine Form der Selbsterfahrung und Selbstentfaltung, an der wir uns erfreuen. Durch den Einsatz von Fanta-





sie können wir uns Situationen stellen, die wir im Alltag nicht erleben. Wir erzeugen Gegenwelten zu unserer realen Welt. Damit geht auch eine Erweiterung des Lebens und der Freude daran einher. Für manche Spiele brauchen wir nichts weiter als unsere Vorstellungskraft und unseren Körper, für andere sind Medien notwendig, etwa Spielfiguren und ein Spielbrett, ein Ball, ein Seil und so weiter.

fundiert: Wie würden Sie als Anthropologe das internationale Spiel-Phänomen Fußball beurteilen?

Wulf: Anthropologisch gesehen ist dieser Sport sehr interessant: Hier treffen zwei Gegensätze aufeinander. Der Ball ist durch seine Form einerseits Symbol der Vollkommenheit und steht andererseits für die Nicht-Steuerbarkeit, denn er rollt, wohin er will. Wenn ein Fußballtrainer wie Sepp Herberger darauf hinweist „der Ball ist rund, damit das Spiel die Richtung ändern kann“, spielt

er damit auch auf die Unberechenbarkeit des Spielballs an. Ein weiterer Punkt: Das zentrale Medium dieses Sports sind die Füße, die längst nicht so geschickt sind wie unsere Hände. Der Anspruch, mit den Füßen einen Ball beherrschen zu wollen, erzeugt eine gewisse Spannung. Es müssen dadurch ganz neue Fähigkeiten entwickelt werden. Dass gerade dieser Sport so professionell betrieben wird, ist bemerkenswert.

fundiert: Fußball ist ein typischer Mannschaftssport. Machen uns Mannschaftssportarten auch in Job und im Privatleben zu besseren Teamplayern?

Wulf: Arbeit und Spiel sind in der modernen Gesellschaft eng miteinander verknüpft. Das ist auch ein Grund dafür, weshalb in vielen Sportarten der Wettkampf heutzutage so beliebt ist: Auch im Arbeitsalltag sind wir der Konkurrenz und dem ständigem Wettbewerb ausgesetzt.

Schon Sepp Herberger wusste: Der Ball ist rund, damit das Spiel die Richtung ändern kann.



photocase.de, mickmorley

fundiert: Jenseits des Sports findet man spielende Erwachsene selten. Kann man Spielen verlernen?

Wulf: Eigentlich nicht. Aber ich weiß, dass manche Menschen Schwierigkeiten haben, im Erwachsenenalter etwas zu tun, das scheinbar sinnfrei ist. Wenn man nicht spielen kann, empfinde ich das jedoch als eine Form von Armut; denn Spielen führt zu Glückserfahrungen, auch für Erwachsene. Ob es das Spielen mit Kindern ist, das Skatspiel unter alten Freunden. Oder das Liebespiel in einer Partnerschaft.

fundiert: Diese Art des Spielerischen braucht aber ein Gegenüber.

Wulf: Das Miteinander im Spiel ist wichtig. Der Reiz liegt im Performativen, also in der Inszenierung und Aufführung des Spiels. Kinder möchten ihren Eltern häufig ihr Spiel vorführen und nehmen die Reaktion des Zuschauers in ihr Spiel auf. Dadurch lernen sie auch, sich selbst zu präsentieren und das Verhalten anderer zu deuten.

fundiert: Ist Spielen also immer auch Lernen?

Wulf: Nein. Der eigentliche Sinn des Spiels ist: Es macht Spaß! Ich spreche dabei nicht von Spaß in einem

billigen Sinne, sondern von ehrlicher Freude. Als Kind bestand für mich der Sinn des Lebens ganz klar darin, mit meinen Freunden zu spielen und nicht etwa zur Schule zu gehen. Wir haben neue Dinge und Welten erschaffen, indem wir so taten als ob. Wir spielten Indianer, als ob wir welche seien. Es geht also nicht in erster Linie darum, durch das Spielen etwas zu lernen. Das Lernen ist eher ein positiver Nebeneffekt. Leider wird dieser wichtige Aspekt heute oft nicht wahrgenommen.

fundiert: Der Anspruch der Kinderfrühförderung des spielerischen Lernens – etwa durch Musikunterricht, Sportstunden, Fremdsprachen – kann also auch kontraproduktiv sein?

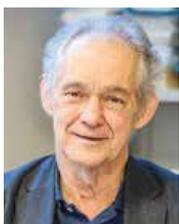
Wulf: Ja, in meinen Augen schon. Die zahlreichen Angebote sind in der Regel zwar gut gemeint, doch Fakt ist, dass sich Kinder dadurch häufig erschlagen fühlen. Nicht die Kinder bestimmen, was sie spielen möchten, sondern die vorstrukturierten Spiele – und damit die Eltern und die Gesellschaft. Das wirkt sich auch negativ auf die Lerneffekte aus. Ich denke, man sollte Kindern mehr Freiräume lassen, in denen sie selbst entscheiden können, was sie spielen oder lernen möchten.

fundiert: Bestimmte Spiele gelten ja eher als schädlich für die frühkindliche Bildung. Vor allem Computerspiele oder Spielekonsolen. Wie stehen Sie dazu?

Wulf: In der Einstellung zu Computerspielen gibt es extreme Positionen: Manche Menschen verweisen auf die Gefahr pathologischer Spiellesucht und fordern die völlige Abschottung der Kinder von Medien und Computerspielen. Andere halten diese Spiele für Medien, mit denen heute wichtige und erforderliche Kompetenzen vermittelt werden. Wie so oft ist aber auch hier der Mittelweg die Lösung. Wir leben in einer Welt, in der Smartphones, Tablets und Computer eine große Rolle spielen, und in der jeder lernen muss, mit diesen Dingen umzugehen. Kinder entwickeln auf dem Gebiet oft sogar bessere Fähigkeiten als ihre Eltern. Natürlich handelt es sich bei Computerspielen um vorstrukturierte Spiele, bei denen oft starke kommerzielle Interessen im Hintergrund stehen. Dadurch sind die Erfahrungsmöglichkeiten beschränkt, sowohl was das Handeln als auch die Sinneswahrnehmungen angeht. Der Kontrast zu freien, körperlichen Spielen – draußen herumrennen, auf Bäume klettern, Fahrrad fahren – ist hier besonders stark, beides sind ganz unterschiedliche Erfahrungen. Ich würde deshalb für Pluralität plädieren: sowohl Spiele wie Fangen und Verstecken als auch Computerspiele. Ein gesundes Gleichgewicht ist das A und O.

Das Interview führte Verena Blindow

Univ.-Prof. Dr. Christoph Wulf



Der Wissenschaftler ist Professor für Anthropologie und Erziehung, Mitglied des Interdisziplinären Zentrums für Historische Anthropologie und des Graduiertenkollegs „InterArts“ an der Freien Universität Berlin. Zahlreiche Forschungsaufenthalten und Gastprofessuren führten ihn in mehrer Länder Europas, die USA, Indien, China und Japan. Seine Bücher wurden in fünfzehn Sprachen übersetzt. Für seine anthropologischen Forschungen wurde ihm von der Universität Bukarest der Titel eines Professors honoris causa verliehen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind historisch-kulturelle Anthropologie, Pädagogische Anthropologie, Mimesis, Emotions- und Imaginationsforschung, Performativitäts- und Ritualforschung, ästhetische und interkulturelle Bildung.



Seit Tipp zur Weltmeisterschaft:
„Brasilien holt den Titel.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Arbeitsbereich Anthropologie und Erziehung
E-Mail: christoph.wulf@fu-berlin.de



Operation Gold

Bei den Olympischen Spielen 1972 in München hatte die SED-Führung nur ein Ziel: Die DDR musste besser abschneiden als die Bundesrepublik. Jahrelang wurde die Mission München vorbereitet. Im Hochleistungssport schaffte es die DDR in die Weltspitze – wenn auch oft mit unerlaubten Hilfsmitteln.



VON MATTHIAS THIELE

Es ist nicht der Tag des Wolfgang Schmidt. Dabei geht es für den Diskuswerfer um viel an jenem 20. Juni 1988 beim Leichtathletik-Länderkampf der Bundesrepublik Deutschland gegen die Deutsche Demokratische Republik im Düsseldorf Rheinstadion: Medaillen gibt es zwar keine zu gewinnen, aber für Schmidt, der für die Bundesrepublik startet, ist es ein Wiedersehen mit seinen alten Sportkameraden – Schmidt hatte seine Karriere in der DDR gestartet und kämpft nun für den kapitalistischen Klassenfeind.

Beim Einwerfen hat Schmidt dreimal über 67 Meter weit geworfen, doch nun, im Wettkampf, will die 65-Meter-Marke nicht fallen. Platz 3 hinter dem Weltrekordler aus der DDR, Jürgen Schult vom SC Traktor Schwerin, und seinem Teamkollegen Rolf Danneberg. Bei der Siegerehrung kommt es zum Eklat: Als Schmidt dem Sieger Schult per Handschlag gratulieren will, lehnt dieser ab. „Es hätte mich meine Existenz gekostet, wenn ich ihm die Hand gegeben hätte“, beteuert Schult nach der Wende. Eine Direktive von oben?

„Die DDR-Athleten hatten grundsätzlich die Anweisung, bei Begegnungen mit Sportlern aus der Bundesrepublik Distanz zu wahren“, sagt Professor Klaus Schroeder vom Forschungsverbund SED-Staat an der Freien Universität Berlin. Er ist Autor des Buches „Der SED-Staat“, dessen vierte, vollständig überarbeitete und stark erweiterte Neuauflage im vergangenen Herbst erschienen ist: „Der verweigerte Handschlag beim Ländertreffen in Düsseldorf war peinlicher Höhepunkt dieser Doktrin und Sinnbild für das, was die Funktionäre der DDR unter sportlichem Wettbewerb verstanden: einen Kampf der Systeme.“

Spitzensport als Identifikation mit dem eigenen Land

Spitzen- und Leistungssport sollen der Bevölkerung des Arbeiter- und Bauernstaates helfen, sich mit ihrem Staat zu identifizieren. Schon früh werden die Kinder in den Schulen zwischen Stralsund und Suhl auf ihre sportliche Leistungsfähigkeit und körperliche Veranlagung hin selektiert und ihr Talent gezielt gefördert – auch mit wachstumsfördernden Medikamenten und Hormonen. Wer nicht die erwünschte Leistung bringt, wird rasch wieder aussortiert, oftmals begleitet von erheblichen psychischen Problemen.

Anders als im Westen, wo nach der Auflösung des „Nationalsozialistischen Reichsbunds für Leibesübungen“ freie und selbstorganisierte Vereine den Sport prägen, zielt die SED von Anfang an auf eine zentralistische Organisation ab. Sport ist Mittel zum Zweck, um

die neue gesellschaftliche Ordnung bis in das Alltagsleben der Menschen zu verankern. „Gleichzeitig ging es immer auch darum, sportlich erfolgreicher zu sein als der andere deutsche Teilstaat, um die Überlegenheit des Sozialismus zu demonstrieren“, sagt Schroeder.

Wolfgang Schmidt ist in diesem System der gezielten Sportförderung groß geworden: Sein Vater Ernst, einst selbst gefeierter Zehnkämpfer und Kugelstoßer, nach dem Krieg SED-Mitglied und DDR-Sportfunktionär, hat die Karriere des Sohns gezielt gefördert. Schon als Neunjähriger hetzt er ihn über die Laufbahn, lässt Wolfgang zu Hause mit Hanteln seine Muskeln stählen. Der Einsatz lohnt: Junior-Europameister 1973, Silbermedaillengewinner bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal; Weltrekord 1978 in Berlin.

Erfolg ist eingeplant in den Richtlinien des SED-Politbüros und des Nationalen Olympischen Komitees der DDR. Bereits 1961 beschließen die Partei-Funktionäre für die Sportförderung einen Vier-Jahres-Zyklus, um jeweils zu den Olympischen Spielen bei allen Athleten die Spitze der Leistungsfähigkeit zu erreichen. Der Sport ist längst fester Bestandteil des Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Kapitalismus.

Das Ziel für die Olympischen Spiele 1972: Die BRD im Medaillenspiegel überholen

Besonders deutlich wird dies, als die Olympischen Spiele 1972 in München ausgetragen werden. „Die Vergabe der Spiele an die Bundesrepublik war die bis dahin größte Herausforderung für den DDR-Sport“, sagt Jochen Staadt, promovierter Projektleiter im Forschungsverbund SED-Staat der Freien Universität: „Die Münchner Spiele waren für die SED ein Forum, der Weltöffentlichkeit eine deutsche, sozialistische Nation zu demonstrieren.“

Seit 1969 arbeiten die Kader der Partei gezielt daran, die Bundesrepublik im Medaillenspiegel zu schlagen: Die Vorbereitungen konzentrieren sich auf medaillen-trächtige Sportarten. Trainingszentren, Kinder- und Jugendschulen werden in der ganzen Republik ausgebaut, das Dopingsystem präzisiert. Im Ministerium für Staatssicherheit nimmt die „Abteilung Arbeits- und Sportmedizin“ ihre Arbeit auf. Ihr Ziel, so die internen Papiere, ist die „Weiterentwicklung des Übungs-, Trainings und Wettkampfsystems zur Vollbringung sportlicher Höchstleistung zum Ruhm und zur Ehre unserer souveränen sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik.“

„Die Vergabe der Spiele an die Bundesrepublik war die bis dahin größte Herausforderung für den DDR-Sport“, sagt Jochen Staadt. Er hat die Rolle des DDR-Regimes bei den Olympischen Spielen 1972 in München erforscht und die Ergebnisse seiner Arbeit im Sammel-



Kampf der Systeme: Während des deutsch-deutschen Länderkampfes (20. Juni 1988) verweigert der Diskuswurfsieger Jürgen Schult (l.) aus der DDR bei der Siegerehrung dem seinerzeit legal aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland ausgereisten Athleten Wolfgang Schmidt (rechts) den Handschlag. In der Mitte Rolf Danneberg.



picture-alliance-dpa

Der DDR-Nationalmannschaft gelingt bei der Fußballweltmeisterschaft im Hamburger Volksparkstadion am 22. Juni 1974 bei der Fußballweltmeisterschaft ein kleines Wunder: Im Spiel um den Gruppensieg überläuft Jürgen Sparwasser Berti Vogts, Sepp Maier kann nicht parieren, Sparwasser erzielt das Tor zum Endstand von 1:0.



band „Geschichte und Transformation des SED-Staates“ zusammengefasst: „Die Münchner Spiele waren für die SED ein Forum, der Weltöffentlichkeit eine deutsche, sozialistische Nation zu demonstrieren.“

Im Politbüro planen Honecker und die Genossen einen Olympiakader aus klassen- und staatsbewussten sozialistischen Persönlichkeiten. Die Athleten werden mit Hass auf den Kampf gegen die „Militaristen und Imperialisten“ eingeschworen: Die „Diplomaten im Trainingsanzug“ sollen dem „westdeutschen Imperialismus“ im eigenen Land eine sportliche Niederlage verpassen. Die Sportler aus der Bundesrepublik werden in den Propagandablättern der Vorbereitungskommission als „gefährlicher, hinterhältiger Gegner“ bezeichnet, „der in seiner antikommunistischen Verblendung bereit ist, auch die gemeinsten Mittel gegen die DDR einzusetzen.“

Sogar die Touristendelegation für die Spiele in München wird penibel zusammengestellt. „In den Dokumenten findet sich die Auffassung, dass die Zuschauer der DDR wie eine Militärexpedition im Feindesland eine bewegliche Exklave der DDR sei, die den Gesetzen und Verordnungen des sozialistischen Staates unterliege“, sagt Historiker Jochen Staadt. Kontaktaufnahme zur „einheimischen“ Bevölkerung müsse schon im Ansatz verhindert werden.

Dabei ist normalen DDR-Bürgern die Reise nach München überhaupt nicht möglich. Nur, wer sich „Verdienste bei der Entwicklung der DDR erworben haben, die bewusst und aktiv, prinzipienfest und zuverlässig die Sache der DDR vertreten“, werden Teil der zweimal 1.000 Personen, die als olympiataugliche Touristen für je eine Woche nach München reisen dürfen. En detail wird ihr Verhalten innerhalb und außerhalb der Wettkampfstätten festgelegt. „Es durften nur DDR-Sportler und Athleten aus den sozialistischen Bruderländern angefeuert werden“, sagt der Wissenschaftler: „Sogar der Anfeuerungsruf war vorgegeben: 7 – 8 – 9 – 10 – Klasse!“

Die akribische Planung verfehlt ihre Wirkung nicht. Erstmals tritt die DDR 1972 als eigene Mannschaft mit eigener Flagge und Hymne an – und wird prompt die Nummer drei im Medaillenspiegel: Mit 20 Siegen liegt man nur 13 Gold-Medaillen hinter den USA, die Sowjetunion führt die Liste mit 50 Siegen an. Die Bundesrepublik landet mit dreizehn Mal Gold auf Platz vier.

Der Fußball in der DDR kann ein begrenztes Eigenleben führen

Eine Sonderrolle im Sportsystem der DDR spielt der Fußball. Der traditionelle Arbeitersport zieht die Massen an, mit einer halben Million Mitglieder ist der Deutsche Fußball Verband der größte und einflussreichste Sportverband in der DDR. Der SED-Führung



gelingt es jedoch nie, eine zentrale Leitung zu installieren. „Der Fußball in der DDR blieb die einzige Sportart, die ein begrenztes Eigenleben mit unabhängigen Vereinen und bezirklicher Organisation entfalten konnte“, sagt Klaus Schroeder.

Doch auch dort mischen sich Sportfunktionäre in die Kaderplanung ein, um international konkurrenzfähige Mannschaften zu bilden. Leistungsträger müssen zur Armeesportvereinigung „Vorwärts“ wechseln oder zu „Dynamo“, die dem Innenministerium und der Stasi untergeordnet sind. Der DDR-Fußball bleibt im internationalen Vergleich bis in die 60er Jahre trotzdem schwach. Erst als der SED-Staat beschließt, reine Fußballclubs zu gründen, stellt sich begrenzter Erfolg ein.

Als einer dieser neuen Vereine, der FC Magdeburg, 1974 den Europapokal der Pokalsieger gewinnt, wännen sich die Parteioberen auf dem richtigen Weg. Doch es soll bis 1981 dauern, ehe wieder ein ostdeutscher Verein das Finale des Wettbewerbs erreichen wird. Der FC Carl Zeiss Jena scheitert jedoch im Finale am FC Dinamo Tiflis. 1987 unterliegt Lokomotive Leipzig ebenfalls im Finale; im UEFA-Cup und im Europapokal der Landesmeister dagegen scheitern die DDR-Mannschaften meist schon in der ersten Runde.

Erst kurz vor der Wende gelingt Dynamo Dresden mit Trainer Eduard Geyer, Mittelfeldabräumer Matthias Sammer und Sturm-Ass Ulf Kirsten der Einzug ins Halbfinale des UEFA-Cups. Doch ein 1:1 im Rückspiel reicht nach einer knappen 0:1 Niederlage in Stuttgart nicht für das Weiterkommen.

Die WM 1974 ist für den SED-Staat eine der großen Herausforderungen

Dabei sind gerade die innerdeutschen Fußballduelle von besonderer politischer Brisanz. Bei Spielen in der DDR werden die westlichen Fußballprofis intensiv von der Staatssicherheit überwacht, im Stadion setzen die Behörden tausende Sicherungskräfte ein. Die größte Herausforderung für den SED-Staat stellt die Fußball-Weltmeisterschaft 1974 dar. Nur zwei Jahre nach den Olympischen Spielen in München ist die Bundesrepublik Deutschland erneut Gastgeber eines weltweit beachteten Sportereignisses. Wie schon zwei Jahre zuvor wird das Publikum im Fanblock der DDR sorgsam ausgewählt und die Mannschaft auf den Kampf der Systeme eingeschworen.

Tatsächlich gelingt der DDR-Nationalmannschaft im Hamburger Volksparkstadion am 22. Juni 1974 ein kleines Wunder. Beide Mannschaften sind bereits für die Finalrunde qualifiziert; es geht um den Gruppensieg in der Vorrunde. Ein zähes Spiel. Die größte Chance hat in der 39. Minute Gerd Müller, der jedoch nur den Pfosten trifft.

In der 77. Minute misslingt eine Angriffs-Stafette von Uli Hoeneß über Bernd Cullmann zu Müller. Die westdeutsche Mannschaft ist weit aufgerückt. Torwart Jürgen Croy wirft den Ball auf den am rechten Halbfeld startenden Erich Hamann, der von der Mittellinie aus einen langen Pass zu Jürgen Sparwasser schlägt. Der überläuft Berti Vogts, lässt Horst-Dieter Höttges stehen und überwindet den herausstürzenden Torwart Sepp Meyer mit einem strammen Schuss ins obere kurze Eck. Gruppensieg!

Nach dem Abpfiff singen die 1.500 mitgereisten WM-Touristen „Hoch sollen sie leben“ und winken rhythmisch mit ihren Hammer-und-Zirkel-Fahnen. Doch der erste Platz in der Gruppe I erweist sich als Pyrrhus-Sieg: In der Zwischenrunde trifft die DDR auf den Mitfavoriten Niederlande und die beiden überraschenden Gruppensweiten Brasilien und Argentinien. Die Sparwasser-Elf kann keines der Spiele gewinnen und scheidet aus. Die westdeutsche Mannschaft hingegen steigert sich in der schwächeren Gruppe B und zieht ins Finale ein, das sie gegen die Niederlande glücklich mit 2:1 gewinnt.

Die DDR hat die Bundesrepublik in der Vorrunde geschlagen, doch am Ende feiert der Westen – und mit ihm feiern klammheimlich auch tausende Bürger in der DDR.

Mehr als 600 DDR-Sportler versuchen, in den Westen zu fliehen

Nicht wenige Spitzensportler versuchen in den folgenden Jahren, in den Westen zu fliehen. Insgesamt sind es mehr als 600. Unter ihnen der Olympiasieger im Skispringen von 1976, Hans-Georg Aschenbach, der Turner Wolfgang Thüne und die Fußballspieler Jürgen Pahl, Jörg Berger, Falco Götz, Norbert Nachtweih sowie Lutz Eigendorf, der später unter ungeklärten Umständen ums Leben kommt. Er hat zuvor beim 1. FC Kaiserslautern und Eintracht Braunschweig gespielt und war auch im Westen von Stasi-Spitzeln verfolgt worden. „Es gibt starke Indizien dafür, dass das Ministerium für Staatssicherheit ihn ermorden ließ – die nach dem Ende der DDR eingeleiteten staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen erbrachten jedoch keine Hinweise auf die Täter“, sagt Jochen Staadt.

Das Regime ahndet auch kleine Verstöße gegen die Parteilinie mit harter Hand. Das erfährt auch Wolfgang Schmidt während der Spiele in Moskau 1980. Der Diskuswerfer wird im Leninstadion ausgepfiffen, weil ein Russe im Wettbewerb führt. Schmidt liegt vor dem letzten Versuch auf Rang vier, wirkt verunsichert, kann am Fuß verletzt nicht genügend Kraft in den letzten Versuch bringen. Die fest eingeplante Medaille ist dahin. Schmidt, außer sich, droht in der Kurve dem Moskauer Publikum mit der Faust. Das Regime in Berlin reagiert

Prof. Dr. Klaus Schroeder



Klaus Schroeder ist Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin sowie Wissenschaftlicher Leiter und Mitbegründer des Forschungsverbundes SED-Staat. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem mit der Deutschen Teilungsgeschichte, der Geschichte der DDR, dem Wiedervereinigungsprozess, Extremismus und Sozialstaat. Für

fundiert waren er somit der richtige Ansprechpartner, als es um die Frage ging, wie die SED den Sport für ihre Zwecke instrumentalisierte.



Bei der WM in Brasilien sieht er Brasilien und Spanien als Titelkandidaten.

Kontakt:

Freie Universität, Forschungsverbund SED-Staat
E-Mail: kschroe@zedat.fu-berlin.de

Dr. Jochen Staadt



Auch Jochen Staadt, Germanist, Politikwissenschaftler und Projektleiter des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität, ist der ideale Experte gewesen, um den Einfluss der SED auf DDR-Sportler zu erklären und warum beispielsweise gerade die Olympischen Spiele 1972 in München die DDR-Führung vor besondere Herausforderungen stellte. Jochen Staadt ist unter anderem Redaktionsmitglied der Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat und er forscht neben vielen Themen auch zur Einflußnahme von SED und MfS auf Berliner Wissenschaftseinrichtungen.



Wer wirklich Weltmeister wird? Da will sich Jochen Staadt nicht festlegen.

Kontakt:

Freie Universität Forschungsverbund SED-Staat
E-Mail: j.staadt@fu-berlin.de

unerbittlich. Zwei Jahre später legen ihm Stasi-Mitarbeiter rund 30 Vergehen vor, darunter verbotene Westkontakte, unerlaubter Waffenbesitz, versuchte Republikflucht – seine Fluchtpläne werden auch von einem Hamburger Kaufmann verraten, der IM bei der Stasi war.

Anderthalb Jahren Haft folgt ein zäher Streit mit den Behörden. Nach insgesamt vier Ausreiseanträgen darf Schmidt 1987 in die Bundesrepublik übersiedeln. Sein großes Ziel sind nun die Olympischen Spiele in Seoul 1988, wo er endlich um die Gold-Medaille kämpfen will.

Doch das verhasste Regime seiner alten Heimat lässt den großen Traum platzen. Schmidts größter Gegner Jürgen Schult, der aktuelle Weltrekordhalter, ist die Gold-Hoffnung der DDR. Nach den Statuten des Internationalen Olympischen Komitees ist Schmidt nach dem Wechsel der Nationalität automatisch für drei Jahre bis 1990 gesperrt. Nur durch die Zustimmung des Nationalen Olympischen Komitees der DDR könnte diese Sperre verkürzt werden. Doch das möchte den Sieg für den Diskus-Star des Arbeiter- und Bauernstaates nicht durch einen neu-westdeutschen Republikflüchtling gefährden.

Schmidt und Schult reichen sich doch noch die Hände

Für Wolfgang Schmidt bedeutete der Wechsel das Ende seiner Karriere. 1992 wird er zwar noch einmal Deutscher Meister, doch für die Olympischen Spiele in Barcelona ist er nicht qualifiziert. Jürgen Schult hingegen setzt seine Karriere nach der Wiedervereinigung erfolgreich fort: In Barcelona gewinnt er 1992 ebenso Silber wie bei der Leichtathletik-WM in Sevilla 1999.

Zum Handschlag zwischen Schmidt und Schult kommt es trotzdem noch. Am 27. Mai 1990 schütteln sich die Konkurrenten am Werferring in Sindelfingen endlich die Hand. Nur drei Tage, bevor die DDR-Regierung die Einführung der D-Mark beschließt. Der Kampf der Systeme, er ist damit endgültig vorbei.

Der Artikel in dieser *fundiert*-Ausgabe enthält Auszüge aus Klaus Schroeders Buch *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR 1949–1990*.

3. vollständig überarbeitete und stark erweiterte Neuauflage, Köln/Weimar/Wien 2013.



Im Mai 2014 erscheint das Buch *Feindwärts der Mauer. Das Ministerium für Staatssicherheit und die West-Berliner Polizei*, Frankfurt am Main 2014, von Klaus Schroeder und Jochen Staadt (Hrsg.)



Der Fuß, der Ball, das Spiel

Ein Essay zur
Poetik des Fußballs

VON GUNTER GEBAUER

Fußball entstand als ein Protest gegen die gelehrte Kultur; mit seinem Verbot, die Hand einzusetzen, setzt er die Spieler dem Zufall aus, den sie mit der Geschicklichkeit ihrer Füße zu beherrschen suchen. Eine sportphilosophische Annäherung von Gunter Gebauer

Man beginnt, die Faszination des Fußballs zu verstehen, wenn man sich klar macht, womit man nicht spielt. Man spielt mit dem ganzen Körper abzüglich seiner geschicktesten Glieder. Fußball ist das einzige weit verbreitete Spiel, das den Einsatz der Hände verbietet. Die Füße müssen hier das leisten, was man sonst mit den Händen tut. Sie sind jedoch nicht einfach ein Handersatz; sie können vieles nicht, was die Hände können: Sie können nicht greifen, nicht fangen, nicht festhalten – sie können den Ball nicht besitzen wie die Hände. Das heißt aber auch, dass der Ball mehr Freiheiten und der Gegner mehr Chancen hat, ihn für sich zu gewinnen als im Handball oder American Football. In einem Spiel sind Besitzgelenke ohne Grazie; im Football wird das Spielgerät an den Körper gepresst, im Handball mit den Fingern umkrallt.

Im Fußball ist es ungeheuer schwer, den Ball für sich zu behalten. Man muss ihn mit einem großen Können gefügig machen. Große Spieler sind fähig, die Komplizenschaft des Balles zu gewinnen, gleichsam ein Einverständnis mit ihm herzustellen. Dies geschieht manchmal durch ein Streicheln, durch schmeichelnde Bewegungen; aber dabei bleibt es nicht – noch die sanfteste Berührung wird mit einem harten Schuss fortgesetzt. Fußballerische Zärtlichkeit endet in einem Akt der Gewalt: Ein Tor ist immer eine brutale Verletzung, ein

Eindringen in einen Raum, der um jeden Preis zu schützen ist. Gewalt ist im Fußball jedoch eine zweischneidige Sache. Bei einem Gewaltschuss sind die Chancen, dass er gelingt, eher gering; er trifft nur selten sein Ziel.

Die Hand schafft Distanz, der Fuß schafft Nähe. Fußball ist ein Spiel der Nähe, des direkten Kontakts zwischen Menschen und Dingen; er besitzt eine ungeheure Direktheit. Was Distanz schafft, ist verboten, wie die Hände – oder gehört nicht ins Spiel, wie die Sprache. Sie hat beim Fußball nichts zu sagen, obwohl – oder gerade weil – sie weitaus besser artikulieren und (symbolisch)

Auf die Trillerpfeife konzentriert sich die Verachtung der Literaten, der Spezialisten der Welt aus Worten, den Stellvertretern durch Zeichen. Aber in dem Maße, wie auch für sie die Worte brüchig werden und ihre Beziehungen zur Welt verlieren, wird die direkte Berührung der Dinge und deren primitive, unverstellte Dinghaftigkeit interessant. In den einfachen Dingen, die nur sie selbst sind, liegt eine Vertrautheit und Fremdheit zugleich, sodass sie, wenn man sie mit frischen Augen betrachtet, eine eigentümliche Schönheit gewinnen: die Dinge wieder einfach machen, sie in ihrer Ding-



festhalten kann als die Hand. Die Sprache setzt die Leistungen der Hand auf höherer Ebene und mit viel weitreichenderen Konsequenzen fort, indem sie die Dinge durch Zeichen repräsentiert. Fußball ist das Gegenteil einer Welt aus Zeichen; hier gibt es nur konkrete Dinge, die nur sie selber sind; sie stehen nicht für etwas anderes. Fußball ist ein Spiel, das der Sprache nicht traut. Die Sprache entfernt uns von der Welt; ihre Beschreibungen sind, wie Nietzsche sagt, „ein Heer erstarrter Metaphern“, die uns die Dinge verbergen. Fußball ist ein stummer Protest gegen die gelehrte Kultur, die ihr ganzes Gebäude auf Begriffen, Differenzierungen und Zeichen aufbaut. Sein historischer Ursprung im 19. Jahrhundert liegt in einem Revoltieren von Schülern einer englischen Public School, von Rugby, gegen die Belehrenskultur ihrer Lehrer. Die Sprache steht für alles, was ein Ersatz für die Wirklichkeit ist. Dadurch, dass der Fußball die direkte Dingberührung favorisiert, stellt er sich in misstrauische Opposition gegen die Sprache. Er entfernt ihre symbolische Schicht aus seiner Handlungswelt und durchzieht diese mit ihren eigenen primitiven Zeichen.

Auch der Schiedsrichter spricht kaum; er gibt Signale in rudimentärster Form, mit der Trillerpfeife, der Inbegriff einer sprachlosen, unartikulierten Subkultur.

haftigkeit zeigen, sodass sie vertraut und staunenswert in eins werden. Mit einem Perspektivenwechsel dieser Art machte Marcel Duchamp zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus einfachen vorgefundenen Gegenständen künstlerische Objekte, Objets trouvés. Im Fußball gibt es eine Haltung zur Welt, die eine Alternative zu jener der Philosophie ist. Philosophisch ist das Staunen darüber, dass es die Welt gibt. Staunen ist ein Anfang der Reflexion, die sich in einem Fragen fortsetzt, in einer theoretischen Haltung. Im Fußballspiel ist es die Freude, dass es die Welt gibt, ein Vergnügen am Spielen mit einem Ding, das man in alle Richtungen bewegen kann.

Mit den Füßen wird die Freude an der Dinghaftigkeit des Balls ausgelebt. Wenn wir ihn hingegen in die Hände nähmen und betasteten, würden wir sogleich unterscheiden, klassifizieren und artikulieren. Die Hände sind unser Organ der Differenzierung. Dies beginnt schon damit, dass wir eine rechte und eine linke Hand haben, die zwar gleich aussehen, aber unterschiedliche kulturelle Bedeutungen haben. Zwar gibt es diesen Unterschied auch bei den Füßen, aber er spielt bei deren Haupttätigkeit, dem Gehen, Laufen und Stehen keine Rolle. Beide Füße dienen in gleicher Weise der aufrechten Haltung des Menschen; zwischen ihnen herrscht prinzipielle Gleichheit; ihre unterschiedli-

chen Fähigkeiten spielen außerhalb des Sports nicht die geringste Rolle. Von den Händen wird die in allen Kulturen vorkommende Opposition von links und rechts erzeugt und mit entgegengesetzten Werten markiert: Die rechte Hand ist die geschickte, gute, die linke Hand ist ungeschickt und steht für das Schlechte und Schmutzige. Eine solche Spaltung der Welt mit ihrer moralischen Aufladung gibt es bei den Füßen nicht. Im Gegenteil gilt Linksfüßigkeit als eine begehrte Fähigkeit. Fußball bleibt unterhalb der kulturellen Symbolik und moralischen Wertung; daraus zieht er einen



Prof. Dr. Gunter Gebauer



Gunter Gebauer lehrte seit 1978 als Professor an der Freien Universität. Nach einem Studium der Philosophie, Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Linguistik und Sport promovierte er 1969 an der Technischen Universität Berlin; 1975 habilitierte er sich für das Fach Philosophie an der Technischen Universität Karlsruhe. Seine Forschungsschwerpunkte: Historische Anthropologie, Sozialphilosophie, Sprachtheorie und Theorie des Sports. Sein Buch Poetik des Fußballs „gehört zum Besten, was zum Thema Fußball erschien“, wie es die Berliner Morgenpost rezensierte. Gunter Gebauer ist unter anderem Mitglied der Deutschen Akademie für Fußballkultur.



Sein Tipp für wie WM: „Weltmeister wird Brasilien.“

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Institut für Philosophie
E-Mail: ggebauer@zedat.fu-berlin.de

beträchtlichen Lustgewinn. Seine Praxis ist fest in der niederen Kultur des Vor-Symbolischen, Vor-Theoretischen und Vor-Moralischen verankert.

Lange Zeit galt die Protesthaltung des Fußballs gegen die Schriftkultur als primitiv. Man muss aber sehen, was die Spieler, wenn sie dreckverschmiert vom Platz laufen, in ihrer Sprachlosigkeit leisten, wie sie mit den Dingen umgehen. Die Vertreter der Hochkultur haben sich nicht getäuscht, als sie voller Hohn auf die Rohlinge in ihren verschwitzten Trikots hinwiesen. Aber die Handlungen im Fußball sind keine Annäherung an das Kriechen und Grasfressen der Tiere, sondern ein Streben jenseits von Gut und Böse hin zu einer Erfahrung, die nicht lügt. Auch im System des Sports ist der Fußball außergewöhnlich in seiner Hingabe an die Dinge, seiner Bereitschaft, sich dem Spielball auszuliefern, auf ihn einzugehen und ihn hinzunehmen. Alle anderen Ballspiele machen die Spieler stark, rüsten sie mit Schlägern aus oder gestatten den Handeinsatz. Der Fußball will den Spieler primitiv machen; er schwächt ihn gegenüber dem Ball, der im Gegenzug durch seine perfekte Kugelgestalt und Prallheit aufgewertet wird. Mehr als in jedem anderen Spiel wird er im Fußball in die Rolle des Mitspielers gebracht: Man spielt mit dem Ball, und der Ball spielt mit allen.



Spiele in Stichpunkten

KURZ-FUNDIERT

Wie kein anderer Teil sind die letzten Seiten des Magazins ohnehin immer dem Spiel gewidmet – dem spielerischen Umgang mit dem Thema, der freien Form und, natürlich, all den Stichpunkten, die an anderer Stelle im Abseits gelandet wären.

Spielball der Emotionen

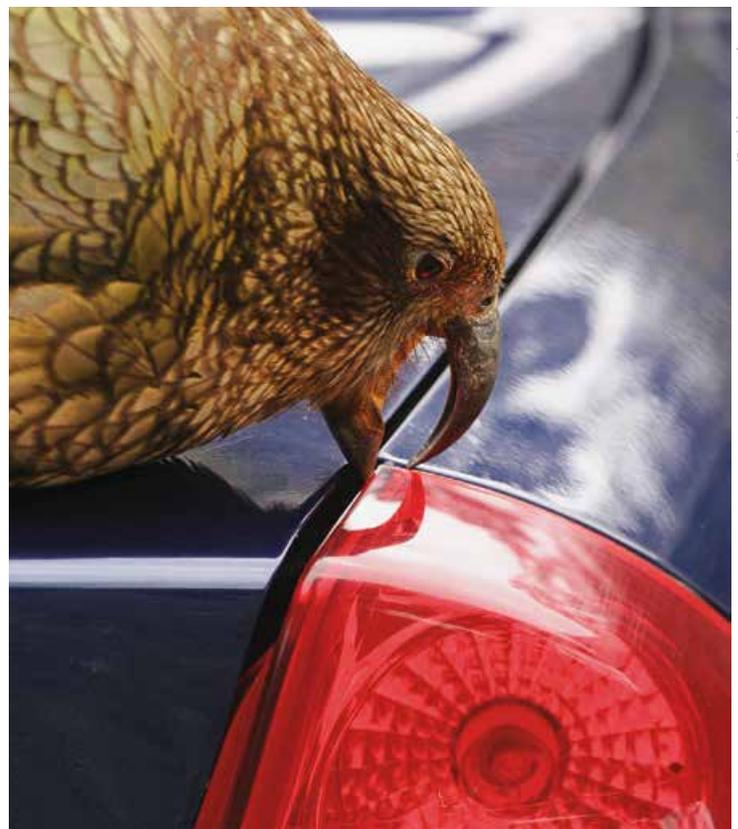
Ruhig Blut zu bewahren, ist für viele Fans bei spannenden Partien kaum möglich. Während auf dem Platz das Spiel läuft, spielen die Hormone verrückt: Vor allem die Werte von Testosteron und des Stresshormons Cortisol steigen bei Fans deutlich an, wenn sie eine Fußballbegegnung live oder im Fernsehen verfolgen. In einer Studie mit spanischen Fußballfans konnten Forscher nachweisen, dass die leidenschaftlichsten Fans während der Partie auch den meisten Stress aushalten mussten. Die Probanden wurden während der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika untersucht, als Spanien gegen Holland in Johannesburg im Finale stand. Mit der Wahl dieser Partie hatten die Wissenschaftler viel Zeit, um ihre gestressten Probanden beim Mitleiden zu untersuchen: Das entscheidende Tor für Spanien schoss Andrés Iniesta erst in der 116. Minute.

Bestialischer Zeitvertreib

Der Mensch als *Homo ludens* ist ein geborener Spieler. Doch mit der Fähigkeit zum Spiel ist er nicht allein. Auch Tiere spielen – auch wenn die Wissenschaft mit der Idee vom spielenden Tier so ihre Probleme hat. Denn was wirklich „freies Spiel“ ist, und was angeborenes Verhalten, lässt sich beim Tier nicht immer so

leicht trennen. Um ein Spiel zu erkennen, achten Forscher unter anderem darauf, ob das Spiel des Tieres einen unmittelbaren Nutzen erkennen lässt oder ob es auch wirklich aus innerem Antrieb heraus geschieht. Wenn Raben in Alaska oder Kanada dabei beobachtet werden, wie sie wieder und wieder über schneebedeckte Abhänge rutschen, dann ist das durchaus als „Spiel“ erkennbar.

Ein besonders verspielter Zeitgenosse: Der Kea Neuseelands.



iStockphoto.com, elsenozg



Und dem Snowboarden gar nicht so unähnlich. Tierarten wie Hunde, Schimpansen oder Keas, eine Papageienart aus Neuseeland, fordern ihre Artgenossen sogar mit bestimmten Lauten und Gesten zum Spiel auf. Eine These zum Spiel bei Tieren besagt außerdem, dass Intelligenz und Lust am Spiel bei Tieren eng zusammenhängen. So ist es wahrscheinlich auch kein Wunder, dass Schweine sehr verspielte Tiere sind. In der Schweinehaltung findet sich deshalb immer öfter auch Spielzeug – als Mittel gegen Stress im Stall.

No more Vuvuzela

Mit etwas Glück wird sie Fans im Stadion und vor dem Fernseher diesmal erspart bleiben: Die nervige WM-Tröte Vuvuzela, die es bei der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika schnell zu zweifelhaftem Ruhm brachte. Unter anderem, weil das Instrument bei kundiger Bedie-

nung Töne mit einer Lautstärke von über 120 Dezibel zustande bringt – und somit in einer akustischen Liga mit Kettensägen, Schlagzeug oder Schiedsrichterpfeifen spielt. Für die Fußball-WM in Brasilien wurde im April 2013 ein neues offizielles Fan-Instrument vorgestellt: die Caxirola. Das etwa faustgroße, froschgrüne Gerät funktioniert wie eine Rassel.

Dass von dem neuen Fan-Instrument keine Gefahr für das Gehör ausgeht, wurde bereits wissenschaftlich untersucht. Forscher an der Universidade Federal de Santa Maria testeten den Gebrauch an mehreren Probanden, die das Instrument noch nie in der Hand gehalten hatten. Das Ergebnis: Die Lautstärke der Caxirola lag maximal im Bereich eines lauten Gesprächs. Die Wissenschaftler errechneten, dass man mehrere tausend Caxirola-Rasseln bräuchte, um den gleichen Schalldruckpegel einer einzigen Vuvuzela zu erzeugen. Für das Ohr sind Caxirolas also unbedenklich. Trotzdem wurden sie bereits im Mai schon wieder bei Spielen verboten. Im Vergleich zur Vuvuzela besitzt die Caxirola nämlich gute Flugeigenschaften – und wurde deshalb von erbosten Fans vielfach von den Rängen auf den Rasen geworfen.

Die andere Seite der Medaillen

Es war ein denkwürdiger Rekord, der bei den olympischen Sommerspielen 2004 in Athen aufgestellt wurde. Es verging fast kein Tag, an dem nicht ein Doping Sünder bei Kontrollen aufflog. Oder versuchte, sich den Fahndern zu entziehen. Rund 30 Fälle kamen so zusammen. Es war ein unrühmlicher Höhepunkt in der langen Geschichte des Dopings und der wesentlich kürzeren Geschichte der Doping-Kontrolle. Schon Sportler des Altertums mobilisierten mit Fliegenpilzen, Alkohol, Koka-Blättern oder Stierhoden Extra-Kräfte.

Die Tröte Vuvuzela nervte bei der Fußballweltmeisterschaft in Südafrika mit ihrem Krach.





photowise, krockermitte

Spiele in Stichpunkten

Radsportler wie der legendäre Eddie Merckx, genannt der Kannibale, standen im Verdacht, während ihrer Karriere mit Heroin, Kokain und Alkohol ihre Leistung verbessert zu haben, um bei der Tour de France die höchsten Berge zu bezwingen. Die erste Liste mit Substanzen, die in sportlichen Wettkämpfen nichts zu suchen haben,

wurde 1968 veröffentlicht, zu den Spielen in Grenoble und Mexiko, bei denen auch erstmals Doping-Kontrollen durchgeführt werden. Die allererste Liste umfasste jedoch lediglich Stimulanzien und Betäubungsmittel. Substanzen wie Anabolika kamen erst später hinzu.

Die Dopinggerüchte um Eddy Merckx (re.), fünffacher Sieger der Tour de France, halten sich bis heute.

National Archief



Spiel-Theorie

Wenn an der Relevanz eines Themas Zweifel bestehen, können Zahlen Wunder wirken. Etwa die Zahl 66 Milliarden. In dieser Größenordnung liegt, Schätzungen amerikanischer Branchenexperten zufolge, der Umsatz in Dollar, den die gesamte Videospiele-Industrie weltweit allein im Jahr 2013 verzeichnen konnte. Eine beeindruckende Summe, mit der die Videospiele die Filmindustrie längst überholt hat.

Spannender als die Frage nach der wirtschaftlichen Relevanz ist jedoch die nach den Folgen. Insbesondere die Frage, welche Auswirkungen gewaltverherrlichende Spiele auf Kinder und Jugendliche haben, wird immer wieder untersucht – mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen. Während die einen der Ansicht sind, dass solche Videospiele bei Kindern und Jugendlichen kein antisoziales Verhalten fördern, gibt es mindestens ebenso viele Arbeiten, die den Gegenbeweis anzutreten glauben. Dass Computerspiele aber vielleicht noch ganz andere Nebeneffekte auf die Entwicklung von Jugendlichen haben, auch das ist ein Ergebnis der Forschung. Aus passionierten PC-Spielern können später beispielsweise besonders gute Mediziner werden. Bei einem Vergleich von videoendoskopischen Eingriffen schnitten die Teilnehmer besser ab, die jede Woche eine gewisse Zeit vor Computerspiel und Konsole verbrachten. Videospiele trainieren offenbar die Hand-Auge-Koordination. Und die ist beim Operieren genau so wichtig wie beim Spielen vor dem Bildschirm.



Wir freuen uns auf Sie

Die ERG widmet sich der Kontaktpflege zu den Ehemaligen der Freien Universität Berlin. Als Mitglied können Sie über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung der Freien Universität teilnehmen und dabei Forschung, Lehre und den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.

Im Rahmen Ihrer Mitgliedschaft in der ERG erhalten Sie

- ▶ Einladungen zu Veranstaltungen der ERG und der Freien Universität
- ▶ ZEDAT-Account mit E-Mail-Adresse
- ▶ Ermäßigungen für Veranstaltungen
- ▶ Ermäßigung für die GasthörerCard
- ▶ Mitarbeiterarif beim Hochschulsport
- ▶ Ermäßigung für Weiterbildungsangebote
- ▶ Versand des Alumni-Magazins *wir* (für Vollzahler)
- ▶ Auf Wunsch Zusendung des Wissenschaftsmagazins *fundiert* und der *Tagesspiegelbeilage* (für Vollzahler)
- ▶ Ermäßigung im Botanischen Garten
- ▶ Ermäßigung für das Berliner Kabarett Theater *Die Wühlmäuse*

www.fu-berlin.de/erg



Foto: Bernd Wänemann

Ernst-Reuter-Gesellschaft:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 00 101 11
IBAN: DE98100500001010010111 · BIC: BELADEBEXXX

Ernst-Reuter-Stiftung der Freien Universität Berlin:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 600 00 535 07
IBAN: DE53100500006000053507 · BIC: BELADEBEXXX

ANTRAG AUF MITGLIEDSCHAFT

Ich möchte der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen der Freien Universität Berlin e. V. beitreten (bitte ankreuzen):

- Mitgliedschaft/normal
(Mindestbeitrag 50,00 € / Jahr)
- Mitgliedschaft/ermäßigt
(Mindestbeitrag 10,00 € / Jahr für Studierende und Ehemalige einschließlich der ersten drei Jahre nach Exmatrikulation, bitte Nachweis beilegen)
- Institution/Firma
(Mindestbeitrag 150,00 € / Jahr)
- Fördermitgliedschaft
Ich bin bereit, statt des Mindestbeitrags von 50,00 € eine jährliche Spende von _____ zu zahlen.
- Ich möchte dem Kapitel _____ zugeordnet werden (optional)
Kapitelübersicht unter: www.fu-berlin.de/erg

KONTAKT:

Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen
der Freien Universität Berlin e. V.
Kaiserswerther Str. 16 – 18
14195 Berlin

Telefon: 030 – 838 53077
Fax: 030 – 838 73442
E-Mail: erg@fu-berlin.de

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Ernst-Reuter-Gesellschaft

Vorname _____ Name _____ Akad. Grad/Titel _____

E-Mail _____ Geburtsdatum _____

Straße _____ PLZ, Ort _____

Ich habe an der FU studiert von – bis _____ Ich war an der FU tätig von – bis _____

Ich bin einverstanden, dass die Angaben zu Vereinszwecken in einer rechnergestützten Adressdatei gespeichert werden. Alle Angaben sind freiwillig.

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die zu entrichtenden Zahlungen bei Fälligkeit zu Lasten des Kontos durch Lastschrift einzuziehen.

Kontoinhaber _____

Kontonummer _____ Geldinstitut _____ BLZ _____

IBAN _____ BIC _____

Datum _____ Unterschrift _____

Kleine Genies, große Aufgaben

Elternkurse, Familienbesuche, Bonuszahlungen: Wissenschaftler der Freien Universität erkunden, wie sich Eltern in der Förderung ihrer Kinder unterstützen lassen

In der letzten Ausgabe von *fundiert* hatten wir versehentlich eine nicht autorisierte Fassung des Textes über die Forschung von Professorin Yvonne Anders gedruckt. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen. Lesen Sie an dieser Stelle nun den richtigen Text.



VON FLORIAN MICHAELIS

Mit drei Monaten können sie mathematische Zusammenhänge erkennen, mit sechs Monaten Gut und Böse unterscheiden: Lernen spielt sich schon im Kleinkindalter ab – oft mehr als es Erwachsenen bewusst ist. Forscher untersuchen deshalb seit etwa einem Jahrzehnt verstärkt die frühkindliche Bildung. Und welche Umgebung Kinder zu Hause und in der Kinderbetreuung dafür brauchen.

Der Eingang zur strengsten Schule für Eltern befindet sich in Dresden, allerdings führt der Weg durch einen Dielenschrank, zu durchschreiten idealerweise an einem 35. Mai. Dort, in der „verkehrten Welt“, herrscht eine harte Pädagogik. Der Lehrer, ein Knabe namens Jakob, verhört einen gewissen Fleischermeister Sauerkopf, der gewohnheitsmäßig seinen Nachwuchs prügelt und wenig Einsicht zeigt: „Das sind meine höchstpersönlichen Kinder, und es geht kein Aas was an, wohin und wieso ich sie dresche.“

Lehrerjunge Jakob wiederum mahnt, die Kinder würden „zeitlebens unter den Prügeln zu leiden haben“, und lässt den Erwachsenen von vier starken Burschen abführen. Auf den Hinterkopf sollen sie den Erwachsenen schlagen, immer wieder, „bis Sie merken, was Sie angerichtet haben“, befiehlt Jakob.

Die Elternbesserungsanstalt hat sich Erich Kästner ausgedacht, es gibt sie nur in der Phantasie seiner vielen Leser. Die Idee jedoch, dass Eltern lernen, wie sie mit ihren Kindern richtig umgehen, sie fördern und unterstützen können, ist längst nicht mehr so phantastisch wie Anfang der dreißiger Jahre, als Kästners Kinderroman „Der 35. Mai oder Konrad reitet in die Südsee“ erstmals erschien. Aber natürlich gibt die moderne Pädagogik andere Antworten und greift zu anderen Mitteln, als tyrannische oder überforderte Eltern durch körperliche Züchtigung zur Besserung zu treiben.

Zahlreiche Städte und Kommunen, aber auch Vereine, Kirchen und Verbände bieten Erziehungsseminare an und Elternkurse. Der „Spiegel“ höhnte bereits vor Jahren, Deutschlands Väter und Mütter seien überfordert: „Genervt von ihren Kindern, suchen sie in Scharen Rat.“ Dabei geht es bei vielen Angeboten eher nicht – oder zumindest nicht nur – darum, gestressten Eltern mehr Durchsetzungsstärke ihren Kindern gegenüber anzutrainieren. Das Ziel lautet eben nicht, die Bundesrepublik zum Land der Super-Nannys und Power-Papas zu machen. Es geht meist schlicht um Bildungs- und Lebenschancen.

Denn spätestens seit dem Pisa-Schock ist nicht nur Pädagogen und Bildungsforschern klar, dass über diese Chancen lange vor der Schule entschieden wird, ja sogar vor dem Kindergarten. Viele Studien haben seit-

Das Projekt „Chancenreich“ der Stadt Herford, das unter anderem von der Wissenschaftlerin Yvonne Anders von der Freien Universität wissenschaftlich begleitet wird, fördert durch gemeinsames Vorlesen und Betrachten von Bilderbüchern das Erlernen der Sprache.



Jürgen Escher / Stiftung Chancenreich



In Erich Kästners Geschichte „Der 35. Mai“
werden Kinder zu Pädagogen.

Prof. Dr. Yvonne Anders



Yvonne Anders ist seit 2012 Universitätsprofessorin für Erziehungswissenschaft mit dem Forschungsschwerpunkt „Frühkindliche Bildung und Erziehung“ an der Freien Universität Berlin. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich unter anderem mit Längsschnittanalysen der Auswirkungen frühkindlicher und schulischer Bildungsqualität, den professionellen Kompetenzen von (früh-)pädagogischen Fachkräften, dem Umgang mit Diversität im Kindergarten und der Schule sowie internationalen Vergleichsanalysen. Zudem ist sie Forschungsprofessorin des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung Berlin.

Kontakt:

Freie Universität Berlin,
Arbeitsbereich Frühkindliche Bildung und Erziehung
E-Mail: yvonne.anders@fu-berlin.de

dem immer wieder bestätigt: Deutschland produziere reihenweise Schulversager mit wenig Aufstiegschancen, die oft eines gemeinsam hätten, nämlich ihre Herkunft aus „bildungsfernen Familien“, wie sie Politik und Wissenschaft mittlerweile nennen. Zugespielt formuliert sind damit Haushalte gemeint, in denen zwar kaum Bücher im Regal stehen, dafür aber große Flachbildfernseher laufen. Schlecht ausgebildete Eltern, oft mit niedrigem Einkommen, oder Familien, die aus dem Ausland stammen. Es setzte sich die Erkenntnis durch: Wir können nicht erst in der Schule gegenzusteuern versuchen.

„Die Pisa-Ergebnisse haben einen großen Beitrag geleistet“, sagt Yvonne Anders, Professorin am „Arbeitsbereich Frühkindliche Bildung und Erziehung“ an der Freien Universität. „Es wird seitdem wieder darüber diskutiert, viel früher anzusetzen, so wie es in anderen Ländern längst üblich ist.“ Dazu kamen Befunde aus der Gehirnforschung, die zeigen, wie leicht Jungen und Mädchen schon in der frühen Kindheit lernen – und was sie alles können. So erkennen Säuglinge bereits einfache mathematische und physikalische Zusammenhänge. „Sie haben zum Beispiel im ersten Lebensjahr bereits eine abstrakte Vorstellung von verschiedenen Anzahlen“, sagt Yvonne Anders.

Auch Grundlagen einer moralischen Unterscheidung von Gut und Böse entwickeln sich schon bei Babys, die ein halbes Jahr alt sind, das berichtet unter anderem das Magazin „Geo“. Später, beim selbstständigen Spielen, entwerfen Kleinkinder Alternativen zur Realität: Wir tun jetzt so, als ob dieser Stuhl ein Auto ist. Wir tun so, als ob ich der König bin. Wir tun so, als ob Mama fliegen kann. Was manch ein Erwachsener als Hirngespinnst oder Spinnerei der Kleinen abtut, sehen Wissenschaftler heute als „wichtigstes Werkzeug der Weltaneignung“, so „Geo“.

Ein Modellprojekt mit der Stadt Herford

Yvonne Anders konzentriert sich in ihrer Arbeit darauf, wie verschiedene Umgebungen die Kinder „anregen“, also wie sich etwa Familie oder Kita auf das Lernen und die Entwicklung auswirken. Gerade hat sie mit einer Studie begonnen, in der sie zusammen mit ihren Studenten ein Modellprojekt in Nordrhein-Westfalen evaluiert. Dort hat die Stadt Herford vor einigen Jahren das Programm „Chancenreich“ gestartet, zusammen mit der Carina-Stiftung. Der Bürgermeister schwärmte von „neuen Wegen“, „neuen Angeboten“ und „neuen Kooperationen“.

Es ist ein vielversprechendes und ambitioniertes Programm: Mütter und Väter bekommen ein Handbuch und können an Kursen teilnehmen, in denen sie mehr über Erziehung lernen. Erzieherinnen, Heilpädagogin-



nen und Krankenschwestern schauen als „Familienbesucherinnen“ bei den frischgebackenen Eltern vorbei und informieren sie über Förderangebote. „Gerade wenn eine Familie das erste Kind bekommen hat, ist sie oftmals unsicher“, so eine beteiligte Sozialarbeiterin, „Familienbesucherinnen unterstützen und beraten, zwingen aber nichts auf.“ Es gibt Vorsorgeuntersuchungen, Treffen und Vernetzungsangebote sowie Hilfe bei der Suche nach einem Kita-Platz. Und das Programm lockt Eltern mit einem Bonussystem: Bis zu 500 Euro bekommen sie, wenn sie mitmachen und ihr Kind schon früh in eine Kita geben.

Die entscheidende Frage aber ist: Wie gut funktioniert das tatsächlich? Was bewährt sich in der Praxis und wie entwickeln sich die Kinder später? „Insgesamt weiß man bislang relativ wenig über die Auswirkungen solcher Interventionen“, sagt Yvonne Anders, so groß die Hoffnungen auch sein mögen. Auch deshalb wollen sie und ihre Kolleginnen und Kollegen des Arbeitsbereichs „Frühkindliche Bildung und Erziehung“ in den kommenden Monaten erkunden, ob und wie sehr die Teilnahme am Projekt „Chancenreich“ die „familiäre Anrengungsqualität“ prägt und die „kindliche Entwicklung“. Die Studie wird von der Carina-Stiftung gefördert. Vier Fragen stehen im Mittelpunkt: Hat sich die Erziehungskompetenz der Eltern verbessert? Sorgen die Eltern eher vor, etwa was die Gesundheit ihrer Kinder angeht? Haben die Kinder Vorteile in ihrer sprachlichen Entwicklung und in ihrem Sozialverhalten? Und schließlich: Sind einzelne Teile des Programms besonders wirkungsvoll?

Dafür werden die Wissenschaftler Interviews führen, vor allem mit den Müttern und Vätern, sie werden beteiligte Erzieher befragen, in den Haushalten den Familien vorbeischauen, zum Beispiel um die Bücher im Regal zu zählen, und sie werden Sprachtests mit den Kindern machen. „Es ist eine kleinere Studie“, sagt Yvonne Anders, „aber wir erhoffen uns viele interessante und wichtige Ergebnisse.“ Sie und ihre Kolleginnen und Kollegen konzentrieren sich auf 240 Familien, deren Kinder jetzt drei bis vier Jahre alt sind und die am Programm teilgenommen haben. Zum Vergleich beziehen sie rund 80 Familien außerhalb des Projekts mit ein.

Ein weitaus größeres Forschungsvorhaben, an dem Anders beteiligt ist, beschäftigt sich mit den Auswirkungen des Bundesprogramms „Offensive Frühe Chancen“, das rund 4.000 Kitas in Problemvierteln zu „Schwerpunkt-Kitas Sprache und Integration“ aufrüsten will. Das Programm vom Bundesfamilienministerium schickt unter anderem zusätzliche und besser bezahlte Fachkräfte in die Einrichtungen und konzentriert sich vor allem auf drei Gruppen: Kinder, die jünger sind als drei Jahre, Kinder mit Migrationshintergrund und Kinder aus bildungsfernen Familien.

Denn nicht nur viele Eltern brauchen Unterstützung, sondern auch das Personal in den Kitas, da sind sich viele Experten sicher. Denn nicht nur Wolfgang Tietze, Professor am Arbeitsbereich Kleinkindpädagogik der Freien Universität, kritisiert die Qualität vieler Kitas, deren Arbeit sich auf dem Niveau der „gehobenen Mittelmäßigkeit“ bewege. Ihm zufolge verdient gerade einmal ein Drittel aller Kitas und Kindergärten die Note „sehr gut bis gut“, zwei Drittel sind seiner Meinung nach bestenfalls mittelmäßig. Einige gehörten sogar „sofort geschlossen“. Immerhin: Es bewegt sich auch hier vieles seit dem Pisa-Schock. „Das Umdenken findet statt“, sagt Anders, „die Umsetzung dauert einfach länger, auch wegen der Strukturen der dezentralen Steuerung.“ Das Land, in dem vor über 170 Jahren der erste Kindergarten öffnete, modernisiert nun Schritt für Schritt sein Bildungssystem, auch für die Jüngsten. Der Erfinder dieser Einrichtung hieß Friedrich Wilhelm August Fröbel, er wollte mehr, als Kinder nur zu verwahren; er setzte auf den Dreiklang von Betreuung, Erziehung und Bildung. Klingt ziemlich modern. Und machbar, nicht nur an einem 35. Mai in einer verkehrten Welt.

Je früher Eltern ihren Kindern Geschichten vortragen, desto besser wird das Vokabular des Kindes, was sich wiederum nachweislich positiv auf spätere Schulleistungen auswirkt.



Jürgen Escher / Stiftung Chancenreich

ENDLICH HABE
 Ich **MAPUCHE** - UREINWOHNER
 kennen gelernt.
BUSCAL VASCO
GEGENSATZE KANN **BIZGO**
HIER LERNE über ich **JETZT!**
 Ein ganzer **SPRACHWIRRAWARR** über **NEUES**
 Abend dauern **IGH** überall
 im was
 SPANISCH, PORTUGALISCH,
 FRANZÖSISCH, ENGLISCH...!
OSCHUNGEL
 Flora & Fauna
 sind unglaublich.
 Jetzt kann ich
SAMBA
 auf dem
KARNEVAL
 von José gelernt.
DAS biblio-
theksystem
 gleich auf
 Anrieb ver-
 standen &
 Ziemlich
STOLZ
 da-
 rauf.

Mein Semester
in Südamerika

Eigene Erfahrungen im Ausland machen, unvergessliche Erlebnisse
und wichtige Fähigkeiten für Studium und Beruf sammeln!

Eine Initiative von


 Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

DAAD

Deutscher Akademischer Austausch Dienst
 German Academic Exchange Service



www.go-out.de

Ihr Sparpaket: iPad Air mit Tagesspiegel E-Paper für nur 29 € im Monat.*

Sichern Sie sich Ihr Sparpaket zum einmaligen Vorzugspreis:

- iPad Air
- + Tagesspiegel E-Paper
- + Tagesspiegel-App für iPad und iPhone
- + **Hardcase mit Standfunktion gratis dazu – für alle Besteller bis zum 31. März 2014!**

für nur 29 € im Monat!*



Abb. ähnlich

Ihr Geschenk:
Hardcase mit Standfunktion



Gleich bestellen:
Telefon (030) 290 21 - 500
www.tagesspiegel.de/tablet-fundiert



* Einmalige Zuzahlung für iPad Air, 16 GB mit Wi-Fi: 99,- € / mit Wi-Fi und Cellular: 195,- €. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 24 Monate. Nach Ablauf der Mindestlaufzeit gilt der dann gültige Preis für das E-Paper (zzt. 17,20 € monatlich). Preise inkl. MwSt. Der Kauf des Tablets steht unter Eigentumsvorbehalt innerhalb der ersten 2 Jahre. Mit vollständiger Zahlung des Bezugspreises für die Mindestvertragslaufzeit geht das Eigentum am Tablet an den Käufer über. Die Garantie für das Tablet beläuft sich auf ein Jahr. Es gelten die unter www.tagesspiegel.de/bundle-agb veröffentlichten AGB. Die einmalige Zuzahlung wird bei Lieferung des Gerätes fällig. Zusätzlich zur Zahlung werden 2,- € Nachentgelt erhoben. Nur so lange der Vorrat reicht.